

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-340971](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-340971)

Elysées abstiegen, das zu ihrer Aufnahme eingerichtet war. Kaum abgestiegen, ließen sie sich nach der Kaserne der Rue de la Repinière führen und fragten nach dem Sergeanten Victor Karabiner. „Sie meinen den Lieutenant,“ antwortete ein Bedienteter, „er wohnt einige Schritte von hier, Straße so und so, Nummer so und so.“ Die junge Frau nahm sich nicht die Zeit, wieder in den Wagen zu steigen, sondern führte den Greisen nach der bezeichneten Wohnung.

Der Lieutenant Victor war gerade zu Hause. Die beiden Fremden stiegen einen Stock hoch, läuteten an einer kleinen Thüre und standen vor dem Lieutenant. Dieser fuhr unwillkürlich zusammen und führte sie in sein bescheidenes Zimmer. Ein kleiner Schreibtisch, vier Stühle, ein Feldbett, ein Waffengestell bildeten das ganze Geräthe. Wir wollen jedoch nichts vergessen. Eine Wiege stand noch im Zimmer, welche durch ihre Bequemlichkeit und ihre Eleganz mit der Bescheidenheit des Uebrigen contrastirte. Auf dem Tische des Offiziers, unter seinen Büchern, Papieren und Cigarren standen bleierne Soldaten, in Schlachtordnung aufgestellt, welche von einem Kind mit blonden Haaren und in Kleidern, die sechs Monate Sold eines Zuaven aufwogen, kommandirt wurden. Die junge Frau hatte kaum den Blick auf das Kind geworfen, als sie einen lauten Schrei ausstieß, auf daselbe zustrückte, um es zu umarmen, und ohnmächtig an die Brust des Greises sank. Victor brauchte nicht so viel, um die Mutter des „kleinen schwarzen Ablers“ zu erkennen, die Frau des Mörders seines Bruders, die er für todt in ihrem Zimmer zu Sebastopol zurückgelassen. Und sie war es wirklich, begleitet von ihrem Vater.

Nach ihrer Wiederherstellung hatten sie dreimonatliche Nachforschungen auf die Spur des Sergeanten gebracht und zu ihm geführt, wie wir so eben gesehen.

„Ich begreife Alles,“ sagte der Offizier, indem er sich eine Thräne aus den Augen wischte, als die Mutter unter den Lieblosungen ihres Kindes wieder erwacht war; „aber wenn ich auch Ihre Geschichte kenne, Madame, so kennen Sie doch die meine nicht.“ Und er erzählte, so leise, daß das Kind es nicht hören konnte, den Angriff auf den Malakoff und den Tod Karls. Die junge Frau senkte den Blick und der Alte schwieg. „Sie sehen, wie ich mich gerächt,“ schloß der Zuave, indem er ihr den von Gesundheit strotzenden Knaben zeigte.

„Ich werde es nie vergessen!“ rief die Mutter, indem sie mit ihren thränenbefüllten Augen von den rothigen Wangen nach der seidenbedeckten Wiege sah. „Fordern Sie von mir mein Vermögen und ich gebe es Ihnen für meinen Sohn.“

„Einen Augenblick,“ sagte Victor, eine Hand auf den Blondkopf legend. „Das Kind ist mein und ich werde es nur seinem Vater zurückgeben . . . indem ich ihm die Wahl der Waffen lasse,“ fügte er düster hinzu.

„Stille, Unglücklicher!“ seufzte der Greis, „sein Vater lebt nicht mehr: sehen Sie nicht die Trauerkleider der Wittwe? Seine Leiche wurde am 9. September am Malakoff gefunden. . .“

„Gut!“ sagte der Bruder Karls halblaut, ohne daß ihn die junge Frau hörte, „wenn er dort gefunden wurde . . . so ist er auf meine Art gestorben! . . . Gott vergebe ihm dort oben, wie mein Bruder ihm ohne Zweifel vergeben! . . . Madame,“ fuhr er fort, indem er den Kopf abwandte, um seine Bewegung zu verbergen, „Friede sei zwischen uns, wie zwischen Frankreich und Rußland; nehmen Sie Ihr Kind zurück und erzählen Sie ihm nie die Geschichte seines Vaters!“

„Ich schwöre es, mein Herr, aber ich werde ihm die Ubrige erzählen!“ antwortete die Mutter, indem sie dem

Lieutenant die Hand bot. Victor drückte sie und sah lange dem „kleinen Abler“ in die Augen. „Du wirst mich verlassen mein Kind,“ sagte er mit halberstickter Stimme. „Du wirst Papa Karabiner nicht wieder sehen.“ Das Kind sprang dem Zuaven zwischen die Füße.

„Er kommt meiner Antwort zuvor!“ rief die Mutter. „Er wird Sie alle Tage besuchen, wenn Sie es erlauben.“ „Ich habe mich mit meinem Vater in Paris niedergelassen.“ Der Offizier fuhr mit der Hand über die Augen, stieß einen Seufzer aus, nahm das Kind noch einmal in die Arme, füllte seine Hände mit Spielzeug und führte es zum Wagen hinab.

„Steigen Sie ein, Lieutenant,“ sagte die junge Frau, indem sie ihm Platz machte. „Man muß Alexander an die Trennung gewöhnen, und ich möchte Ihnen den Weg zu meinem Hotel zeigen.“ Victor zögerte, aber die Thränen des Kindes entschieden.

„Ah, Du heißt Alexander, wie dein Kaiser,“ sagte er lächelnd, „nun, er hat Frieden gemacht, und es ist eine schöne Sache um den Frieden — nach dem Kriege!“ Er stieg in den Wagen und führte seinen Sohn in das Hotel ein, wo er dieselben Schätze fand, die er in Sebastopol mit Füßen getreten.

Wenn man im Boulogner Wäldchen spazieren geht, begegnet man zuweilen einem russischen Wagen, in welchem ein alter Mann mit weißem Bart, eine junge schwarzgekleidete Dame, ein Kind von sechs bis sieben Jahren und ein Capitän der Zuaven mit dem Ehrenlegionsorden sitzen. Es ist die Gräfin C . . ., welche geschworen, bis zu ihrem Tode Trauer um Karl Karabiner zu tragen; ihr Vater, der Fürst Alexis R . . .; ihr Sohn Alexander; und der Capitän Victor Karabiner, der diesen Grad und das Kreuz im letzten Kabylenkriege errungen.

Eine merkwürdige Lebensrettung.

Der Jamaica-Guardian vom 7. August 1869 bringt die ergreifende Schilderung einer heldenmüthigen That des englischen Vize-Konsuls in Santiago auf der Spanisch zugehörigen Insel Cuba:

„Man hatte vor einiger Zeit einen amerikanischen Seemann, Sohn englischer Eltern, verhaftet und in Erwartung seines Urtheils im Gefängniß dieser Stadt eingesperrt. Er war angeklagt einer Bande Flibustiers, eine Art Freischärler, angehört zu haben, was aber gar nicht begründet war. Gleichwohl wurde er zum Tode verurtheilt und sollte trotz der Protestationen der Konsuln von England und Amerika erschossen werden. Der Exekutionstag kam heran. Der Gesangene wurde unter feierlicher Entfaltung mäderischer Vorbereitungen auf den gewöhnlichen Richtplatz geführt. Ihm folgten unmittelbar die Konsuln oder Stellvertreter Englands und Amerika's.“

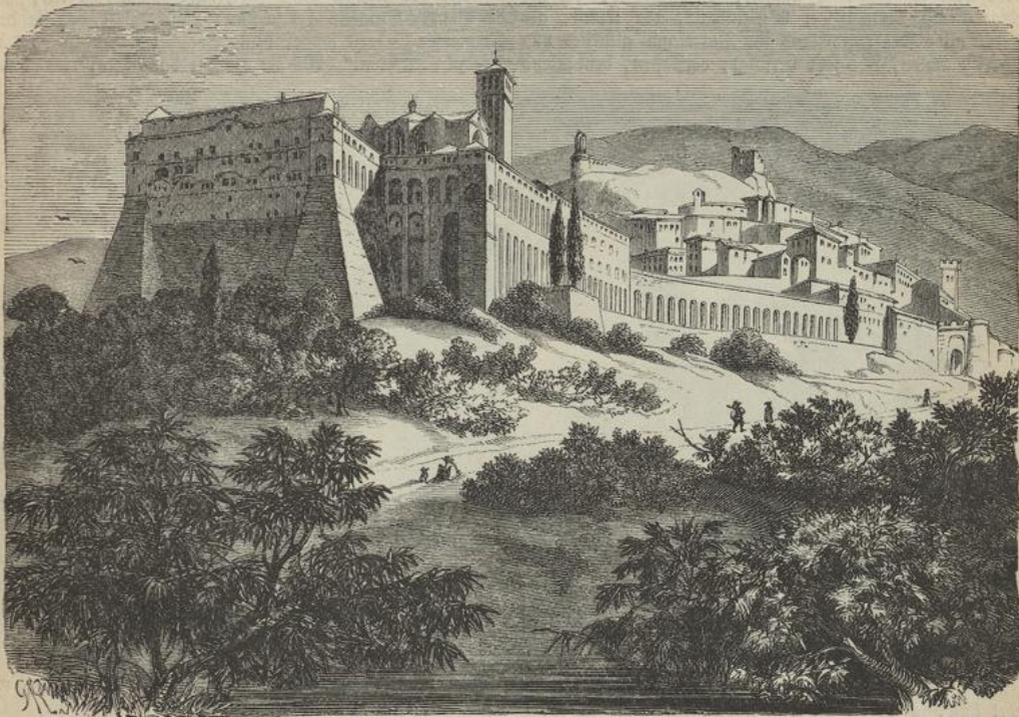
Auf dem Richtplatz angelangt, verlas Herr Ramsden mit gehobener Stimme im Namen Englands und Amerika's eine Protestation, in welcher erklärt wurde, daß der Verurtheilte an dem, wessen man ihn anklage, unschuldig sei, daß die spanischen Behörden sich des Mordes schuldig machen, wenn man ihn erschiesse, und daß dieselben dafür den Regierungen der genannten Länder verantwortlich seien. Als der Konsul dieses gesprochen, fiel der Gesangene vor Rührung in Ohnmacht, die spanischen Soldaten aber mußten die Vollstreckung des Todesurtheils aufschieben. Ihre Behörden aber hielten Rathschlag, was hier zu thun sei, waren aber mit der Berathung bald zu Ende und man theilte den Konsuln mit, ihre Vorstellungen kämen zu spät,

der Gefangene sei verurtheilt worden, weil er die Waffen gegen Spanien ergriffen und sein Urtheil müsse nothwendig vollzogen werden. Zugleich, um allen weitem Aufschub zu verhindern, gab man den Soldaten das Kommando „Fertig!“

In diesem Augenblicke traten die beiden Konsule, jeder mit der Fahne seiner Nation hervor, warfen sich vor die spanischen Karabiner und deckten den Verurtheilten mit dem Rufe: „Haltet ein!“ Ramsden hüllte sich und seinen Schützling in die Fahne Großbritanniens und rief der Truppe, welche feuerfertig da stand zu: „Meine Herren! in einer Eigenschaft als Konsul Ihrer brittischen Majestät kann

ich nicht einen Unschuldigen ruchlos hinhmorden sehen. Es ist meine Pflicht, sein Leben zu schützen, und man wird es ihm nicht rauben, ohne auch mich zu morden. — Die Spanier, als sie sahen, daß die Stellvertreter zwei so mächtiger Nationen so entschlossen handelten und sich zum Schutze vor den Seemann hinstellten, blieben einen Augenblick verblüfft stehen, während der Verurtheilte Thränen vergoß und nicht wußte, wie er seinen Dank ausdrücken sollte. Man hielt von Neuem Rath, der Gefangene wurde zurückgeführt und am Abend entlassen. Die Konsuln sorgten für seine baldige Einschiffung.

Affisi und des heiligen Franziskus Ende.



Ungefähr in der Mitte Italiens liegt die kleine romanische Vaterstadt des großen Mannes, der in der Zeit größter Verkommenheit und Genußsucht der Welt das Beispiel der Entsaugung und Opferung gab, der sich „mit der lieben heiligen Armuth vermählte,“ und welchem in gleicher Gesinnung viele tausend Jünger und Schüler nachfolgten bis auf den heutigen Tag.

Steigt man von Perugia hinab in's breite weite Thal gegen Rom hin, so sieht man schon von weitem die hier abgebildete an einen Hügel sich anlehnde Stadt Affisi. Vor aller imponirt das im Vordergrunde links in's Auge fallende burg- und palastähnliche Gebäude mit der die ganze Stadt beherrschenden Kirche. Es ist das Heiligtum des seraphischen Lehrers und Apostels und zugleich sein vielverehrtes Grab.

Daselbe ist schon oft beschrieben worden, ich lasse darüber einen guten Freund, der jüngst als Theologus an's Konzil nach Rom reiste und auf dieser Reise Affisi besuchte, Einiges berichten.

Affisi trägt das Gepräge einer orientalischen Stadt und könnte kaum malerischer sein; von ihrem frühern Reichthum scheint sie aber bedeutend herabgekommen zu sein. Das Kloster S. Francesco ruht auf gewaltigen Unterbauten am Rande des Hügels und schaut gar ernst und doch wieder so freundlich in's Thal hinab. Es war leider schon spät als wir daselbe besuchten, doch konnten wir auf der Arkade des Klosters noch einigermaßen die herrliche Fernsicht genießen. Die guten Patres, deren noch acht dort sind, die aber das Ordenskleid im Kloster nicht mehr tragen dürfen, nahmen uns sehr freundlich auf und zeigten uns bei Fackelschein die untere Kirche, die Krypta, wo jetzt die Reliquien des Seraphicus ruhen. Es sind nämlich in S. Francesco zwei Kirchen übereinander gebaut, zu welchen im Jahre 1818, als man die Gebeine des Heiligen wieder auffand, eine dritte mit dem Grabe des Heiligen hinzugefügt wurde. Zu dieser Krypta führt eine Doppeltreppe hinab; das Grab ist hell beleuchtet und reichlich geschmückt. Die Kirchen über demselben sind höchst merkwürdig durch die

sinnvollen unschätzbaren Wandgemälde aus den ersten Zeiten der neuern Malerkunst. Auf den Feldern der Gemälde sieht man die allegorischen Figuren der Armuth, des Gehorsams und der Keuschheit, über ihnen die Verherrlichung des heiligen Franziskus, der mit der Dalmatika bekleidet, auf strahlendem Throne sitzt, umgeben von Chören jubelnder Engel.

Leider geht das Kloster nach seiner Aufhebung mit all diesen Herrlichkeiten dem Verfall entgegen, und mit ihm so viele andere Denkmäler glorreicher Vorzeit, welche der neu-modischen Freiheit Jungitaliens zum Opfer fallen. Die Söhne und Stiftungen des Mannes, der sich ganz nur dem Wohle der Menschheit weihete, keiner Seele Unrecht oder Wehe that, dem selbst die Thiere des Waldes und die Vögel der Luft so freundlich nahten, diese Söhne, die als Prediger, als Männer der Wissenschaft, der Kunst, als Linderer aller Art von Elend ihr Vaterland glücklich und berühmt machten, sind jetzt verfolgt, verstoßen, dem Elend

preisgegeben. War das der Segen, den ihr Vater vor seinem Tode noch der lieben Vaterstadt Assisi gab, wie es unser Bild so schön zeigt? Oder ist es der Segen, der auf Leiden und Verfolgungen ruht, sofern diese nach dem Beispiele des Welterlösers und seiner treuesten Jünger auf diesem rauhen Pfade nach der Vollendung ringen. So werden wir wohl diese traurigen Erscheinungen unserer Lage erklären müssen.

Der Inhalt der rührenden hier abgebildeten Sterbeszene ist kein leeres Gebilde der Phantasie, es hat geschichtlichen Boden und ist nur einer der vielen rührenden Züge, die uns von Augenzeugen aus den letzten Lebenstagen des heiligen Franziskus erzählt werden, und von denen hier einige folgen mögen.

Als der Kranke einst fürchtbare Schmerzen litt, sagte der Bruder Krankenwart zu ihm: „Bitte Gott, daß Er deine Schmerzen lindern möge, denn Er scheint gar zu hart mit Dir zu verfahren.“ Als der Heilige das hörte, rief er weh-



klagend: „Wüßte ich nicht, daß Du aus purer Einfalt so geredet hast, so möchte ich Dich nicht mehr in meiner Nähe haben, da Du es wagtest, das, was Gott über mich verhängt hat, freventlich zu beurtheilen.“

Als seine Schwester Klara das nahe Ende ihres Bruders vernahm, wurde sie von großem Schmerz ergriffen und sandte in ihrem und ihrer Schwestern Namen einen Voten zu dem Sterbenden, ihn um den Segen zu bitten. Da ergriff ihn Mitleid mit den armen zarten Jungfrauen und er schickte ihnen einige von ihm verfaßte geistliche Lieder und fromme Ermahnungen.

Als ihn der treue Arzt Bono von Arezzo und die Brüder an den nahenden Tod erinnerten, fing er an Gott zu preisen und mit möglichst lauter Stimme einen Theil seines italienischen Hymnus an die Sonne zu singen, der da anfängt: „Ich lobe Dich, o Herr! um meines Bruders, des Todes willen, dem kein Lebender entgehen kann.“ Der gute Bruder Elias meinte, das umstehende Volk könnte sich an solchem Gesange ärgern, und bat den Sterbenden zu schweigen, der aber sagte: „Bruder, erlaube mir doch im Herrn

fröhlich zu sein und Ihm für die Freude eines guten Gewissens zu danken.“

Dann rief er von den Brüdern einen um den andern an sein Sterbebett und segnete jeden Einzelnen je nach dessen Amt und Eigenschaft, in besonders feierlicher Weise aber den Bruder Elias.

Jetzt ergriff ihn große Sehnsucht nach seiner lieben Kapelle Maria zu den Engeln (Portiunkula) und er bat, man wolle ihn dorthin tragen, weil er dort, wo er zu geistigem Leben wiedergeboren wurde, sterben möchte. Man entsprach seinem Wunsche, trug ihn auf einer Bahre den Berg hinunter und als man in der Ebene anlangte, fragte er, ob sie schon beim Hause der Aussägigen seien, und sie antworteten, eben seien sie in der Nähe desselben, so befahl er die Bahre so niederzusetzen, daß sein Angesicht sich gegen die Stadt richte. Sie thaten, wie er befohlen, da richtete er sich mühsam empor, von einem seiner Brüder unterstützt, richtete sein sterbendes Auge auf die Mauern, wo er geboren wurde, wo er das Fundament zu seinem großartigen geistigen Baue legte, betete für das Volk und

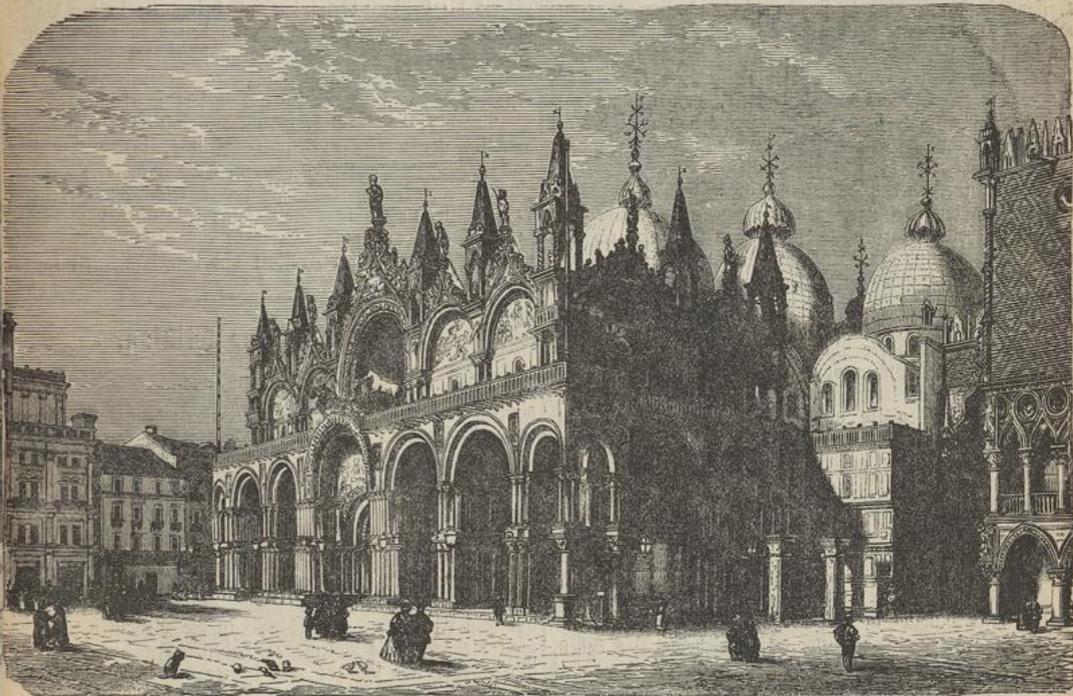
die Vaterstadt — und weinte einige Augenblicke, weil er im Geiste voraus sah, wie viel Elend über sie kommen werde, und endlich segnete er sie und sprach: „Gefegnet sei vom Herrn du gottgetreue Stadt, denn durch dich und in dir werden viele Seelen gerettet, viele Diener des Allerhöchsten wohnen und nicht wenige Gerechte aus dir zum ewigen Leben auserwählt werden.“

Nachdem der Heilige die Gottesmutter in ihrem Heiligthum angerufen, wurde er in sein Kloster zurückgetragen. Am Tage vor seinem Tode ließ er abermal die Brüder vor sich kommen, segnete sie und theilte jedem ein Stückchen Brod, das er ebenfalls gesegnet hatte, mit, so daß es den Brüdern war, als feiern sie mit ihm, wie die Apostel mit Christus, das letzte Abendmahl.

Sterben wollte der Gottesmann, so viel möglich von allem Zeitlichen entblößt und auf dem rauhen Boden lie-

gend; nur aus Gehorsam nahm er ein elendes Sterbekleid an. Noch schrieb oder diktirte er eine Art geistlichen Testaments, ließ sich von den Brüdern Angelus und Leo noch einmal seinen Sonnenhymnus vorsingen, streckte seine kreuzweis übereinandergelegten Arme und Hände segnend über die Seinigen aus und sagte ihnen das letzte Lebewohl. Noch ließ er sich aus dem Johannes-Evangelium vorlesen, wo es anfängt: „Vor dem Tag der Osterfeier u. s. w.“ Er selbst aber betete laut den Psalm: „Mit meiner Stimme rief ich zum Herrn, mit meiner Stimme hat ich Ihn!“ und mit den Worten: „Mich erwarten die Gerechten, (Herr), Du wirst mir vergelten,“ hauchte er seine Seele aus. Es war Samstag den 4. Oktober, im 45sten Altersjahre, zwanzig Jahre nach seiner Bekehrung und achtzehn nach der Errichtung seines Ordens.

Der Dom in Venedig.



Hat der Kalender voriges Jahr Etwas vom Dom zu Mailand erzählt und sein Bild gebracht, so führt er seine Leser heuer in eine andere welsche Stadt, in ihrer Art eine der merkwürdigsten der Welt. Merkwürdig ist sie durch ihren Bau, da sie in's Meer hinausgebaut ist und eben so viele Kanäle als Straßen hat, während da kein Fußschlag des Pferdes, kein Rollen und Knarren von Rutschen und Wagen gehört wird, merkwürdiger noch durch ihre großartige Geschichte, die bis in's graue Alterthum hinausreicht, ihren Schauplatz in zwei Welttheilen, im Morgen- und im Abendlande hat, und sich ebenso durch die Größe des Glückes und Ruhmes und Reichthums, als durch die Größe des Ruins, der Schmach und der Ar-

muth auszeichnet. Letztere soll eben in der neuesten Zeit einen entsehrlich hohen Grad erreicht haben.

Doch ich wollte eigentlich nicht von dem Staate, nicht einmal von der Stadt Venedig reden, sondern nur von dem Hauptgebäude derselben, von dem Dom, der durch seine Bauart eben so sehr von allen Tempeln des christlichen Abendlandes, wie die Stadt selbst von andern Städten sich unterscheidet, wie schon ein flüchtiger Blick auf das beigegebene Bild klar genug zeigt.

Mit der Beschreibung dieser Kirche sind schon ganze und große Bücher ausgefüllt worden, hier aber wird nur das Nothwendigste mitgetheilt. Der Bau der Markuskirche wurde im Jahre 976 angefangen und im Jahre 1071

vollendet. Später wurde vieles hinzugefügt, Anderes verändert, je nach dem Geschmacke der Zeit und der Vauherrn. Das Neuere schon hat vieles vom sogenannten byzantinischen und arabischen Style und zeigt auf den ersten Anblick, wie einst die Venetianer mit dem Morgenlande in so vielfacher Verbindung waren. Die fünf Portale mit so vielen Säulen und die prächtigen Bogen und Thürmchen über denselben machen große Wirkung, mehr noch die vielen Kuppeln neben und hintereinander, zwischen welchen zahllose Tauben nisten, die sich fleißig auf dem vor der Kirche liegenden, mit Steinplatten wie der Fußboden eines Palastes gepflasterten Markusplatz einfinden und da auf Staatskosten gefüttert werden.

Ueber dem Hauptportal sieht man vier Pferde aus vergolbetem Erze. Man sagt sonst, solche metallene oder steinerne Thiere seien unbeweglich, genannte Pferde aber haben schon große Reisen gemacht, ja größere als die meisten lebendigen Gänse. Sie reisten schon zu den Heidenzeiten aus Griechenland oder Armenien nach Rom, wo sie des Kaiser Nero's und Trajans Triumphthoren zierten. Kaiser Konstantin führte sie in die nach ihm benannte Hauptstadt des oströmischen Reiches Konstantinopel. Von da spazierten sie, als der Doge Dandolo die Türken besiegte hatte, nach Venedig, blieben da lange Zeit bis sie auf Napoleons Befehl nach Paris trarben, von wo sie vergnügt wieder nach Venedig zurückkehrten und sich dort schon lange besinnen, wohin sie das nächstmal wandern wollen.

Das Innere der Markuskirche ist noch viel staunenswerther als das Neuere. Da strahlen alle Wände von Gold und hellen Farben, während das Ganze durch eine milde Dämmerung zur Andacht stimmt. Hunderte von Marmorsäulen tragen die vielen Gewölbe und Gallerien, und wohin man blickt sieht man eine Verschwendung der edelsten Steinarten, die Decke und selbst der Fußboden ist ausgelegt mit kostbarer Mosaik, das ist mit künstlich zusammengelegten Plättchen von vergolbeten oder verschiedenfarbigen Steinen.

Die vielen Gewölbe und die Wände der Kirche sind mit zahlreichen Gemälden aus der heiligen Geschichte der Bibel und der Kirche geschmückt und zwar alles mit unvergänglichen Mosaikbildern auf strahlendem Goldgrunde. Unübersehbar ist die Menge der Gegenstände, welche das Auge auf sich ziehen. Unter den Mosaikbildern erregt besonders das der großen Kuppel das Auge auf sich, es stellt die zwölf Apostel und Christus in ihrer Mitte, alle in den Wolken auf Stühlen sitzend, vor. Auch ein Bild des heiligen Markus in der Vorhalle ist wundervoll.

Markus, der Evangelist, dessen Gebeine hier ruhen, ist nämlich der Schutzheilige Venedigs, und sein Löwe ziert das Wappen der ehemaligen Republik. Merkwürdig ist die Geschichte der Uebertragung dieser heiligen Reliquien aus Alexandrien in Aegypten nach Venedig. Im Jahre 826, als Aegypten schon größtentheils unter der Herrschaft der Mahomedaner schmachtete, kamen sechs venetianische Schiffe vermöge der ihnen gewährten Handelsfreiheit in den Hafen der genannten Stadt. Mehrere der Kaufleute besuchten wiederholt die Kirche, wo der Leib des Evangelisten ruhte, da erzählten ihnen ein Priester und ein Mönch, welche das Grab bewachten, wie sehr sie von den Sarazenen verfolgt und gequält werden, und wie zu fürchten sei, daß man auch ihre Heiligthümer raube. Die Venetianer erboten sich, diesen Schatz in Sicherheit zu bringen, und endlich ließen sich die genannten Wächter bereben, das Grab zu öffnen und die heiligen Gebeine den Kaufleuten auszu-

liefern. Dieselben wurden dann in Seide gewickelt und in einen langen Korb unter einer dichten Lage von Gemäse und Schweinefleisch verborgen. Die Venetianer fuhrten mit ihrer heiligen und unheiligen Waare ab, wurden aber auf dem Meere von Sarazenen angehalten, welche die Schiffsladung näher untersuchen wollten. Beim Anblick des Schweinefleischs, vor welchem die Mahomedaner wie die Juden einen Abscheu haben, spuckten sie den Christen in's Gesicht und schrien: Ganzir, Ganzir (Schweinefleisch), entfernten sich auch sofort. Später wickelten die Venetianer ihren Schatz in Segeltücher, legten ihn auf's Verdeck in eine Art Kapelle und hielten ihn in großen Ehren. Tag und Nacht brannten Lichter um die heilige Leiche, und zwei Mönche, Stauratio, einer der erwähnten Wächter, und Dominikus, ein Pilger von Jerusalem, sangen fromme Lieder und Gebete.

Endlich erreicht das Schiff Venedig, wohin schon der Ruf von dem gewonnenen Schätze gedrungen war. Da eilte die ganze Bevölkerung an den Hafen; der Bischof in glänzendem Gewand vom Klerus und Senat begleitet, empfängt die heiligen Reliquien und bringt sie in den Palast des Dogen. Hierauf beginnt man den Bau der Markuskirche, die hart an jenen Palast anstößt, wo unter großer Feierlichkeit nach Vollendung dieses Tempels die Ueberreste des heiligen Evangelisten beigesetzt wurden.

Venedig, das uralte, berühmte, einst so herrliche und mächtige ist, wie wenig andere Städte, in neuerer Zeit von seiner Höhe herabgekommen. Es machte unerhörte Anstrengungen, um sich von der östreichischen Herrschaft zu befreien, und nicht ohne Erfolg; kam aber vom Regen in die Traufe und muß nun mehr als viele andere Städte die Früchte neuweltlicher Freiheit und Unabhängigkeit kosten.

Die Qualen der Million.

Ein Märchen,

gewidmet dem Reichsten und dem Armsten: dem Einen, damit er die Wissenschaft des Reichseins lerne; dem Andern, damit er die Wissenschaft des Armseins lerne.

Vor einem bescheidenen Kamine sitzt Daniel Raynal und schafft mit zerstreuter Hand die verkohlten Reste eines trüblichen Holzschettes zusammen, und indem er die Funken sprühen macht, verräth sein Blick ein tiefes Nachsinnen.

Woran denkt er? Das finstere Aussehen seines Dachstübchens, der Verfall des ärmlichen Mobiliars genügen, um dem Frager zu verrathen, daß die Gedanken Daniels nicht die lauchendste Rosenfarbe haben. In der That, er ist traurig, wie immer; wie immer verfolgte er in Zukunftsträumen die Gelüste ungezügelter Begehrlichkeit. Daniel ist der würdige Sohn seines Jahrhunderts.

„Wieder ein Tag Arbeit!“ seufzete er mit verblissener Wuth. „Wieder lange Stunden der Erniedrigung, der Ermattung, der Sklaverei für ein schmales Einkommen, das mich kaum verbindet, vor Hunger zu sterben. Und das, während Andere am Festgelage des Lebens ihre Gedulde zum Voraus belegt finden, während die Glücklichen sich aller ihrer Gelüste ersättigen können, alle Freuden auskosten, aus allen Bechern der Lust trinken, und mit verachtendem Lächeln an einem armen Angestellten vorbeistolzieren! O der Reichthum! o der Reichthum! Dieses Wort weckt wahnwitzige Gelüste in mir. Um ihn zu erlangen, weiß ich kein Opfer, zu dem ich nicht bereit wäre, keine Gefahr, der ich nicht Trost bieten wollte....“

„Bist Du deiner Sache so ganz sicher?“ ertönte plötzlich eine Stimme hinter Daniel.

Dieser fuhr erschrocken zusammen und wandte sich um; sein Erstaunen wuchs, als er sah, daß hinter ihm ein schwarz gekleideter Mann mit scharfem Blicke stand.

„Bist Du deiner Sache so ganz sicher?“ wiederholte die Stimme, bevor Daniel Zeit fand, eine Frage an den Mann zu richten.

„Wer sind Sie denn?“ sagte er endlich, seine Verwirrung zu überwinden suchend.

„Das kann Dir gleich sein, wenn ich Dir nur den Reichtum gebe, den Du so heiß ersehnt.“

„Sie?“

„Ich. Nur stelle ich Eine Bedingung. Dein Vermögen wird das der Reichsten dieser Erde überstrahlen; das Gold wird allen deinen Einfällen zuvorkommen. Aber dieser Luxus wird Dir eine gebieterische Pflicht auferlegen. Hier hast Du eine Briefftasche. Sie enthält eine Million an Banknoten.“

„Eine Million!“ rief Daniel, und streckte den Arm rasch aus.

„Geduld! laß mich ausreden,“ versetzte der schwarz gekleidete Mann. „Es enthält eine Million, die Du an Einem Tage verthun mußt. Jeden Morgen wird sich die Briefftasche wieder gefüllt finden; jeden Abend muß sie leer sein.“

„Und wenn sie es nicht wäre?“

„An dem Abende müßtest Du sterben!“

Daniel fuhr entsetzt zurück; doch sogleich besann er sich eines Bessern: „Wer Du auch seiest, ich nehme es an. Es soll nicht gesagt werden, daß ein leerer Schreden mich das Glück habe zurückstoßen machen. Uebrigens, was will eine Million heißen? Ich wollte das Zwiefache verschwenden, wenn . . .“

„Die Erfahrung wird es zeigen,“ sagte der Schwarz-

gekleidete mit höhnischem Tone, und hielt ihm die Briefftasche hin. „Der Handel ist abgemacht.“

„Abgemacht,“ wiederholte Daniel ohne Weiteres.

„Vor Allem vergiß die Bedingung nicht . . . Die Million täglich auszugeben — oder der Tod . . .“

Daniel wurde von neuen Bedenken erfaßt und wollte antworten. Aber der Schwarze war verschwunden, und die Briefftasche lag weit aufgesperrt vor Daniel auf dem Tisch.

„Reich! ich bin reich! Was kümmert mich das Uebrige?“ Und mit fieberhafter Aufregung fing der Bewohner des ärm-

lichen Dachstübchens an, die Banknotenpakete zu zählen. Die Million war voll.

Der erste Monat ging in rauschenden Freuden aller Art schnell vorüber. Die Millionen wurden ohne Mühe untergebracht. Am Ende des dreißigsten Tages besaß Daniel Alles, was ein so unglaublicher Reichtum zu bieten vermag. Seine Ställe waren voll von Pferden der reinsten englischen Rasse, seine Keller mit hundertjährigen Weinen gefüllt, in seinen Sälen drängten sich die Freunde: Paläste, Schlösser, fürstliche Feste, Nichts fehlte zu seiner Lust. Als er sein Glück so vollkommen sah, stieg eine noch unbestimmte Besorgnis in ihm auf.

„Sollte ich bereits keine Bedürfnisse mehr zu befriedigen haben?“ murmelte er voll

Schreck. „Dummes Zeug! Sind doch im Nothfall meine Freunde da, um mich ruiniren zu helfen?“

Und über diesen guten Einfall schloß er ruhig neben seiner geleerten Briefftasche ein.

Am Ende des dritten Monats mußte Daniel schon zu allerlei Nothbehelfen greifen, und diese Nothbehelfe mißlangen ihm leider nur zu oft.

Die Raffinirtheiten des Tafellurus hatten ihm eine Ma-



genentzündung mit gänzlichem Appetitmangel zugezogen. Er mußte Anderes suchen.

Die Schaar der Freunde, mit Geschenken bereichert, hatte sich nach und nach vermindert; Jeder wollte und konnte sich eine unabhängige Existenz gründen, und war es satt, den Speichellecker zu machen. Er mußte Anderes suchen.

Er dachte an seine Dienerschaft, und ließ seinen Schloßvoigt rufen. „Hallunke!“ fuhr er ihn zornig an.

„Verzeihung, gnädiger Herr!“ seufzte dieser, indem er sich über den Sinn der Anrede täuschte. „Wir haben Sie bestohlen, beraubt; aber ich schwöre Ihnen, daß wir von heute an Alle ehrliche Leute sein werden.“

„Unglückseliger! . . . was sagst Du?“

„Ich versichere Sie, Herr! Es war schlecht von uns, einen so freigebigen Gebieter zu betrügen; aber in Zukunft...“

„Dummkopf, ich verlange, daß ihr mich mehr als je bestehlet...“

„Unmöglich, Herr. Es thut uns sehr leid, Sie verlassen zu müssen; aber wir wollen jetzt aus unsern Renten leben.“

Daniel entließ seinen Schloßvoigt wüthend, und dieser ging mit der vollen Ueberzeugung davon, daß sein Herr von nun an Jeden verklagen würde, der ihn bestehlen sollte. Diese Ueberzeugung verbreitete sich im ganzen Hause und bewirkte, daß Daniel von nun an nur noch Musiker von Ehrlichkeit für seinen Dienst fand.

„Ich will Prozesse führen,“ sagte Daniel zu sich selbst.

„Ich habe mir immer sagen lassen, daß die Prozesse eine der ruhmlosesten Erfindungen seien, welche das menschliche Gehirn ausgebrütet habe.“

Und siehe, da fing er wegen der lächerlichsten Gründe mit allen seinen Lieferanten, Nachbarn, mit der ganzen Welt Prozesse an. Das Ergebniß machte seine Berechnungen zu Schanden. — Von dreißig Lieferanten wurden neunundzwanzig überwiesen, daß sie ihn in der Qualität der gelieferten Waaren betrogen hatten, und mußten ihm Schadenersatz und Prozeßentschädigung bezahlen. Betreffend die andern Prozesse hatte er, Dank dem Talent seiner Advokaten, in drei Monaten ein Duzend gewonnen, immer mit Schadenersatz und Prozeßentschädigung. —

Das war verflucht!

„Ich werde spielen!“ sagte Daniel zu sich selbst. Und in drei Abenden hatte er im Landsknecht alle Mitglieder seines Kränzchens rein ausgehäubelt. Das war entsetzlich!

„Ich will lieben!“ sagte Daniel zu sich selbst. Er wurde Sterbens verliebt in ein junges Mädchen von vollendeter Schönheit, das aber bettelarm war. Am Tage, da die Verlobung vor sich gehen sollte, meldete ein Brief seiner Braut, daß sie hundert tausend Franken jährliches Einkommen geerbt habe. Daniel floh auf und davon, und ließ sich nie wieder bei ihr blicken. Das war zum Verzweifeln!

Neun Monate waren vorbei. Daniel sah, trotz allen seinen Anstrengungen, sich fast jeden Tag auf dem Punkte, daß ein Theil der verhängnißvollen Million in seiner Briestafche zurückblieb. Sein ganzes Leben beschränkte sich nur auf einen einzigen Zweck: Ausgeben, ausgeben und wieder ausgeben.

„Suche!“ schrie er eines Morgens, „dieß Mal habe ich eine fruchtbare Idee.“ Sofort ging er aus, freudeberauscht über seine Gedanken. Am nämlichen Abend hatte er für dreißig Millionen Grundeigenthum in den ärmsten und verödtesten Quartieren der Hauptstadt gekauft und mit dem Dreifachen ihres Werthes bezahlt. — „Nun bin ich für einen Monat ruhig!“ seufzte er heimkehrend.

Am Ende der dritten Woche erhielt er eine Mittheilung der Stadtbehörde, welche ihn ersuchte, da sein Grund-

besitz für Anlage von sechs neuen Straßen expropriirt worden sei, von der Stadtkasse einen Mehrwerth von einigen Millionen zu beziehen.

Beim Lesen dieses Schreibens glaubte Daniel wahnsinnig vor Schreck zu werden.

„Bewünschtes Geld! Ich will schon ein Mittel finden, deiner Tyrannei zu entgehen,“ sprach er vor sich hin, als er von der städtischen Zentralkasse mit seinem Portefeuille unterm Arm heimkehrte. An diesem Tage enthielt es außer der gewöhnlichen Million den jehesüßlichen Gewinn, den er gegen seinen Willen an der Expropriation gemacht hatte.

„Ja, ich will schon ein Mittel finden.“ Dieses jagend war er in eine menschenleere Straße gekommen. Er wandte sich um, um sich zu versichern, daß ihm Niemand folge, und als er sich ganz allein sah, warf er das Portefeuille mit all seinen Millionen in einen Hauseingang und lief davon, was er laufen konnte.

Er war noch keine Viertelstunde daheim, so erschien Abends spät ein Polizeidiener vor ihm und sagte: „Verzeihen Sie, Herr, daß ich Sie störe; aber ich habe diese Briestafche auf der Straße gefunden. Da ich die Summe sah, welche sie enthielt, konnte ich mir Ihre Angst um dieselbe denken, und auf einem der Vorderaux Ihre Adresse findend habe ich mich beeilt, Ihnen Ihr verlorenes Eigenthum schnellstens wieder zuzustellen.“

„Angeheuerliche Nerzschaffensheit,“ röchelte Daniel, und fiel hinter sich in Ohnmacht.

Er lag seit seinem Falle bewußtlos da. Neben ihm war das volle Portefeuille. Mitternacht schlug es an allen Pendülen seiner splendiden Wohnung.

„Mitternacht! . . . Großer Gott! . . . Die Briestafche! . . . Sie ist nicht leer!“ stammelte er mühsam und strengte sich an, sich aufzurichten. . . . „Halt ich will...“

„Zu spät!“ höhnte eine Stimme, die ihn erzittern machte. „Gnabe!“

„Zu spät!“ wiederholte der schwarze Mann in feierlichem Tone. „Daniel Raynal gedenkest Du des Vertrauens, den Du unterschriebest. Armer Narr! der Du Dir einbildetest, daß der Reichthum keine Last für Den sei, der ihn nicht zu verwenden weiß. Diese Schätze, Du hast sie befesten, und sie haben Dich von Enttäuschung zu Enttäuschung dem Tode entgegen geführt. Wehe Dir, wie allen Selbstsüchtigen, welche das große Geheimniß des Reichthums nicht errathen. . . .“

„Dieses Geheimniß! sprich es aus! Was ist es?“ stöhnte der Unglückselige in den letzten Todeskrämpfen sich windend.

„Dir hilft es nicht mehr; möge es Andern nützen! Daniel, das Geheimniß, welches Du nicht erkannt und welches Dich gerettet hätte, denn die Masse des Glendes, welches zu lindern wäre, ist unendlich, dieses Geheimniß — es ist Wohlthun den Armen.“

Das europäische Gleichgewicht



im Jahre 1871.

Die Macht des Gewissens.

In dem von einer großen Anzahl wohlhabender Ackerbürger bewohnten Markte L. in Nieder-Oesterreich sahen an einem rauhen Winterabende vor nicht ganz vierzig Jahren etwa ein Duzend ernste Männer um einen großen Tisch, mit einem ernsten Werke beschäftigt. Der Herr des Hauses, ein stattlicher, in Jahren bereits vorgerückter Mann präsidirte dem Akte, der den Stoff zu einem der verwickeltesten Criminalprozesse abgeben sollte, den die moderne Gerichts-führung abzuwickeln hatte. In der Hand hielt er einen Sack mit einer Anzahl kleiner steinerner Kugeln und wieder-

gestrenge. Es wurde ermittelt, daß ein Bürgersohn bei seiner letzten Anwesenheit in Wien ein paar Larven angekauft hatte, und die Aussagen des Eingezogenen führten bald zur Kenntniß jener Verschwörung. Aus dem oben angeführten Grunde blieb es aber unmöglich, den unmittelbaren Urheber des Mordes zu ermitteln, da ihn die Mitverschwornen selbst nicht wußten, und der Betreffende Geistesgegenwart genug hatte, im Gefühle seiner Sicherheit, sich nicht zu verrathen.

Nachdem aller juristische Scharfsinn an dieser wider-

wärtigen Angelegenheit erschöpft worden, ein paar Theilnehmer in der Untersuchungs-haft gestorben waren, und keine neuen Inzichten mehr an's Tageslicht kamen, welche einen der Infulpanten vorzugsweise gravirten, wurde die Untersuchung aus Mangel an Beweisen niedergeschlagen, um so mehr als sich doch einige Möglichkeit darstellte, daß einer der beiden Verstorbenen der Mörder gewesen sein könnte.

Dem Ermordeten hatte indessen seine Familie auf dem Friedhose des Ortes ein stattliches Monument setzen lassen.

Nach einigen Jahren, es war am Tage Allerseelen, dem der Erinnerung an vorzuzugsweise geweihten Tage, als noch spät am Nachmittage die ältere Tochter zum Garten Gottes hinauswandelte, um am Grabe ihres Vaters zu beten. Es dämmerte schon stark, als

sie der Stelle sich nahte, und zu ihrer großen Verwunderung am Grabe ihres Vaters einen in einem Mantel gehüllten Mann in sichtbarer Zerknirschung beten sah. Ein furchtbarer Verdacht stieg in ihrer Seele auf; mit namenloser Velle-mung — aber dennoch mit unwiderstehlicher Gewalt zog es sie näher. Sie schaute in ein marmorkaltes Gesicht, das ihr gänzlich fremd war. Mit einem durchdringenden Schrei sank sie zu Boden. Die wenigen Besucher des Gottesackers zu so später Stunde, meistens dem weiblichen Geschlechte angehörig, eilten hinzu und vernahmen aus ihrem Munde: „Dort steht meines Vaters Mörder!“

Der Betreffende band sich langsam seine Larve fester, und als ein Mann sich ihm näherte, um sich seiner Person



holte feierlich die Allen bekannte Bedingung, daß derjenige, welcher die einzige schwarze Kugel ziehen würde, seinem Eide getreu verpflichtet sei, binnen Jahr und Tag den Syndicus des Marktes aus den Reihen der Lebenden zu entfernen, zugleich mit der strengsten Verpflichtung, das auf ihn gefallene Schicksalsloos seinen Mitverschwornen, mit einer einzigen Ausnahme, zu verschweigen. Diese Anordnung hatte den Zweck, es den allenfalls in Untersuchung gezogenen Mitschuldigen unmöglich zu machen, den Thäter des Verbrechens dem strafenden Gerichte zu verrathen.

Der Syndicus sah einige Monate später mit seiner Familie, bestehend aus seiner Frau, einem erwachsenen Sohne und zwei Töchtern, wovon die ältere bereits erwachsen war, beim Abendbrote, als ihm durch das Dienstmädchen die

Nachricht ward, es warten seiner im Borgemache ein paar Männer, die ihn zu sprechen wünschten. Der Syndicus nahm ein Licht und trat in das anstoßende Zimmer, um die Fremden zu empfangen. Doch kaum war er eingetreten, so stürzte einer der beiden Männer auf den Syndicus los, stieß ihm ein spitziges Werkzeug, etwa ein Stilet oder Dolch, in die Brust, so daß der Unglückliche zurücktaumelnd umfiel und sogleich den Geist aufgab. Die beiden entfernten sich; auf der Treppe fand man eine Larve, die einem der Fliehenden vom Antlitze entfallen war.

Das Aufsehen, welches diese Begebenheit machte, war selbstredend ein ungemeines, und die Thätigkeit der Gerichte, die Spur des Verbrechens zu verfolgen, eine an-

zu versichern, war er mit einem leichten Saße über der Kirchhofsmauer und seine Gestalt entschwand rasch im Nebel des Novemberabends.

Wieder vergingen mehrere Jahre, seitdem die Tochter des Syndicus jene schreckliche Begegnung gehabt hatte, da erschien beim Pfarrer des Orts am Jahrestage der Ermordung der Mann mit der Larve und erlegte den Betrag für einige Seelenmessen, die in der Kirche für den ewigen Frieden des vorigen Syndici gelesen werden sollten. Der Pfarrer, ein Ordensgeistlicher, war ein Mann, der seine Pflicht kannte, und wollte sich des Mannes bemächtigen, indem er zugleich Ermahnungen an den Verbrecher richtete; aber statt aller Antwort streckte der Fremdling dem Mönche ein Pistol entgegen, näherte sich von rückwärts der Thüre und verschwand.

Wieder einige Jahre waren dahingerauscht, und derselbe Seelsorger erhielt die Nachricht, im Gasthose des Marktes harre seiner ein Sterbender, welcher der letzten Pflicht des Christen genügen wollte. Er fand einen sterbenden Verbrecher, der ihm folgendes Geständniß ablegte: „Hochwürdiger Herr!“ jagte der Sterbende, „Sie sehen in mir den Mörder des vorigen Syndicus. Eine unüberwindliche Gewalt führte mich jedes Jahr an jenem unseligen Tage in die Nähe seiner Ruhestätte. Sagen Sie es Ihrer Jugend, wie ein Sterbender Ihnen erzählt habe, daß die Gewissensfolter des Verbrechers in seiner letzten Stunde das Furchterlichste ist, wofür die Sprache keinen Namen hat.“ Nur mit Mühe gelang es dem Priester, ihn vor der Verzweiflung zu retten und in ihm die Hoffnung auf Gottes Barmherzigkeit zu erwecken. (Siehe die Abbildung.)

War schon dieser Vorfall geeignet, den Seelsorger zu erschüttern und zu ergreifen, so mußte es ihn aber völlig verwirrt machen, als er kurz darauf am Sterbebette eines angesehenen Bürgers stand, und aus dessen Munde wieder das Geständniß vernahm, er sei der Mörder des Syndicus.

Er verhehlte ihm nicht, daß schon ein Anderer dasselbe Geständniß gegen ihn abgelegt habe und zwar in einer Stunde, wo jede Lüge schwindet.

Der Kranke hörte ihn aufmerksam an, dann sagte er: „Und dennoch ist es so, wie ich gesagt habe, ich bin der Mörder, er war nur das Werkzeug. An jenem verhängnisvollen Abend der Anglung entdeckte ich mit Schrecken, daß ich die schwarze Kugel gezogen habe. Zu feige, dieses Verbrechen zu begehen, verwechselte ich rasch die Kugel, ohne daß man es bemerkte, mit der Kugel meines Nachbarn, und dieser vollendete die That, die ich ihm aufgebürdet habe.“

So ist endlich jener geheimnißvolle Mord aufgeklärt worden durch die Gewissensqual der Verbrecher!

Denksprüche.

Fliege empor zu der Sterne Glanz,
Lauche hinab zum Meeresgrund;
Der Tugend Friede, der Sünde Last,
Sie lassen dich zu keiner Stund.

* * *
Allein in's Leben kommst du,
Allein zu Grabe mußt du,
Allein vor'm Richter stehst du —
Sag', was beginnst du?

* * *
Kannst du das Eine Herz nicht bezwingen,
Sag', wie willst du die Welt erringen?

Kaiserin Maria Theresia von Oestreich und die Ungarn.

Wer ist die junge, königliche Frau, vor ihrem Thron stehend, vom kostbaren Baldachin überragt, und wer sind diese begeisterten Krieger um sie her, die mit geschwungenen Säbeln ihr zurufen? Bald wird jedes Schulkind die Frage beantworten und noch den Ruf der ungarischen Helden beifügen können: Laßt uns sterben für unsern König, Maria Theresia! Warum denn die allbekannte Geschichte hier im Kalender wiederholen? Einmal um des schönen Bildes willen, und dann um diese allverbreitete Sage zu berichtigen, d. h. eben als Sage zu erklären, denn weder dieses Säbelschwings noch der erwähnte Ruf läßt sich geschichtlich als wahr nachweisen.

Aber die Geschichte verliert damit nicht Vieles, die Hauptsache bleibt wahr, die Ungarn haben das Reich der großen Kaiserin aus der größten Gefahr gerettet und sich wahrhaft als Helden gezeigt. Vielleicht finden die meisten meiner Leser doch mehr Freude an einer ganz wahrheitsgetreuen Erzählung einer so wichtigen Geschichte, als an einem, auch noch so gut geschriebenen und erfundenen Phantasiabild aus dem Alltagsleben.

Im Oktober 1740 hatte Maria Theresia die Regierung der Erbländer ihres Vaters angetreten. Auf den folgenden Mai wurde der ungarische Krönungsreichstag angelegt. Eine Deputation der Ungarn versagte sich nach Wien, die Königin nach Preßburg einzuladen. Maria Theresia hielt einen Monat später unter ungeheurem Jubel des Volkes und außerordentlichem Jubel ihren Einzug. In der Kathedrale von Preßburg ging dann die Krönung in gewohnter Weise vor sich, die Krone wurde Theresien von dem Primas und den Palatin auf das Haupt gesetzt. Als zum Schluß der langen Feierlichkeit der neu gekrönte König, die schönste Frau ihres Reiches, die heilige Krone auf dem Haupt auf einem Napfen den Krönungshügel hinanritt, um die vier Schwerthiebe nach den vier Weltgegenden zu führen, brach ein Jubel aus, wie er seit vielen Krönungen nicht mehr gehört worden.

Diese vier Schwerthiebe nach den vier Weltgegenden bedeuten die Vertheidigung des Reiches durch den König; bald aber trat das umgekehrte Verhältnis ein und die Herrscherin sollte durch die Ungarn vertheidigt werden.

Es war schon ein übles Zeichen, daß bei der Krönung nur wenige Gesandte fremder Mächte zugegen waren. Beinahe ganz Europa war in Waffen gegen Maria Theresia. Spanien und Frankreich, der Churfürst von Bayern, später als Karl VII., der Churfürst von Sachsen und der König von Preußen hatten das Schwert gegen sie gezogen. Der Churfürst von Bayern hatte bereits Linz ohne Schwertstreich besetzt, er ließ sich als Erzherzog von Oestreich huldigen, legte sich diesen Titel bei und forderte die Ungarn auf, ihn als König anzuerkennen. Seine leichten Reiter streiften schon an das unsern von Wien liegende St. Pölten. Wien wurde in Vertheidigungsstand gesetzt.

In dieser höchsten Gefahr wurde Maria Theresia durch ihre Persönlichkeit gerettet. Sie wandte ihre Blicke nach Ungarn. Der Umschwung, den die Ereignisse durch diesen Entschluß bekamen, war so außerordentlich, daß er durch die Anfangs angedeuteten sagenhaften Züge ausgedrückt wurde. Dem was unser Bild vorstellt, ist in ältern Bildern gewöhnlich noch beigefügt wie Theresia, die Reichskrone auf dem Haupt, schwertumgürtet den kleinen Erzprinzen Joseph auf dem Arm in die Reichsversammlung trat.

er ihren
st, und sei
mit ge
ullend die
garigen
untern
samte Ge
am des
ovretete
ren, denn
auf die

die die
Auf der
cheidung
sich nach
Maria Th
Judrang
Einzug
e Krönung
Theresien
st geistl.
ektivte
krone auf
el kann
eltgeboten
len Krönung

Wolgegen
sch der St
ein und
igt werden
ei der St
waren
Maria Th
Bapen,
schien und
gen sie g
ohne Sch
im Destr
erte die
kristen
mbe St.

Therin
ihre Pl
sfe durch
boß er
e ungel
in allen
ia, die
Hinnen



Kaiserin Maria Theresia auf dem Reichstage zu Preßburg.

Die Sage ist aus drei verschiedenen Thatsachen zusammengesetzt, der einfache Hergang ist folgender. Maria Theresia erschien plötzlich in Preßburg, um dem Reichstag nachträglich königliche Propositionen zu übergeben. Die Stände wurden zu diesem Zweck in das königliche Schloß daselbst berufen. Die Königin erschien, bestieg den Thron, und der ungrische Hofkanzler trug im Namen der Königin in einer Rede deren Besuch vor, welches vor allem dahin ging, die Stände möchten sich verpflichten, ihr in ihren großen Bedrängnissen beizustehen. Der Primas antwortete hierauf, er glaube, sie zum Voraus dieses Schutzes verschern zu dürfen. Zuletzt sprach die Königin selbst also: „Unsere betrübte Lage ist von der Art, daß Wir selbe den Ständen nicht verhehlen können. Es handelt sich um die Erhaltung des Königreichs Ungarn, der heiligen Krone, Unserer Person, Unserer Kinder. Von Allen verlassen flüchten Wir Uns einzig zu der altangefamnten Tugend der Ungarn und ihrer Treue vertrauen Wir Uns und Unsere Kinder. In dieser gegenwärtigen Gefahr muß ohne Verzögung Rath geschafft, das Schwert ergriffen werden, um Unsere und des Reiches Feinde zurückzubringen. Wir vertrauen fest, daß die Stände nach ihrer Liebe und Treue Uns mit Rath und That beistehen werden.“

Als die Königin ihrer Kinder erwähnte, brach sie in Thränen aus und konnte die kurze Rede kaum zu Ende bringen. Viele der Anwesenden weinten mit und bezeigten ihre Hingebung mit lautem Zuruf, sie werden Habe, Blut und Leben für ihre Fürstin opfern.

Die Stände verfügten sich hierauf in das Landhaus, wo die königlichen Propositionen mitgetheilt wurden. Am selben Vormittag ernannten die Reichsstände einen Ausschuß, welcher die Anträge zur Rettung der Monarchie bis zum nächsten Morgen ausarbeiten sollte. Dies geschah und schon am folgenden Tage wurden sie einstimmig genehmigt.

Am Abend des gleichen Tages langte der kleine Erzherzog Joseph und eine Erzherzogin zu Schiff von Wien in Preßburg an. Viel Volk war versammelt, um die Ankommenden zu sehen. Am folgenden Tage stiegen sämtliche Stände hinauf auf das Schloß. Nachdem sie einige Zeit gewartet, trat die Königin hervor mit ihrem Gemahl und dem Prinzen, welcher in Windeln von der Amme getragen wurde. Man rief Vivat! Dann schwur der Herzog den Eid, welchen ihm der Erzbischof von Gran vorlas, und als der Eid geschworen war, setzte der Herzog noch hinzu: Blut und Leben für die Königin und das Reich! Nach einem abermaligen jubelnden Vivatruf hob die Amme den königlichen Prinzen in die Höhe, so daß er von allen gesehen werden konnte und nun erschalle das Vivat zum dritten Mal, worauf die Königin sich in ihre Gemächer zurückzog und die Stände sich entfernten.

Diese einfache, kurze Darstellung ist nach Berichten von Augenzeugen verfaßt. Daß die Ungarn ihren Schwur hielten, zeigt die spätere Geschichte. Theresia aber hatte durch ihr Auftreten in der Würde der Regentin und der rührenden Eigenschaft als Mutter einen Sieg errungen, der den Ruhm mancher blutigen und siegreichen Schlacht aufwiegt.

Die Civilehe mit ihrer neuen Liturgie und Ceremonie.

Ein Exempel aus dem Kanton Bern.

Die Civilehe macht in verschiedenen Ländern große Fortschritte, in den kleinern fast größere als in den großen.

Der Staat will nun einmal nichts mehr von der Kirche wissen und dafür selbst eine Art Kirche sein. Als eine solche muß er nothwendig eine Art Sacramente haben, eine mit gewissen äußerlichen, verbindlichmachenden Zeichen, wenigstens bei den wichtigsten Lebensereignissen, wie bei Geburt, Heirathen, so lange das noch eine Bedeutung hat, und beim Tod und Begräbniß und was damit in Verbindung ist.

Nun hat bekanntlich die christliche Kirche und zwar nicht nur die katholische, sondern auch die evangelische, griechische u. s. w. seit uralten Zeiten ihre festgesetzten, meistens sehr schönen und rührendsten Gebräuche und Ceremonien, wie aber solche bei Hochzeiten, bei einem ewigen, oder doch lebenslänglichen Seelen- und Herzensbund zweier junger Leute, mit Uebernahme der schwersten und wichtigsten Pflichten beschaffen sind, ist männiglich bekannt, wenn auch einer nicht selbst geheirathet hat, oder etwa ein Geistlicher ist, der das Band einsegnet. Darüber also kein weiteres Wort.

Die Ceremonien für die bürgerliche oder Civilehe hat der Staat schon an vielen Orten vorgeschrieben, wie aber diese etwa auf dem Lande in Anwendung kommen dürften, das hat bei Anlaß, als dieser Wechselbalg auch in den Kanton Bern eingeschmuggelt wurde, ein dortiges Blatt anschaulich genug geschildert. Es beschreibt: „So eine bürgerliche Trauung, z. B. im ersten besten Dorfe. Es ist ein heißer, schöner Sommertag; alles ist auf dem Felde vollauf mit dringender Arbeit beschäftigt. Bei einem statlichen Bauernhause melbet sich ein Brautpaar; die Gemeindepräsidentin, mit Kochen beschäftigt, steht unwillig auf und fährt die Deutschen in die Hinterstube, heißt sie abhsten, wischt unterdessen mit der Schürze den Tisch ab und sagt, die Fliegen seien gar böß. Hans, der Präsident werde wohl bald heimkommen, sie selbst könne nicht vom Feuer weg. Nach geraumer Zeit schießt Jener in den Hemdärmeln und ziemlich unwirch in die Stube.

Den Brautleuten wird's immer weniger hochzeitlich zu Muthe: Aus allerlei gedruckten Formularen, Wohnsitzscheinen, Küßscheinen u. s. w. wird ein Kopulationsformular hervorgehohlet. Jetzt noch Zeugen. Man pflegt Rath, ob der Korbmacher zu gebrauchen sei, der draußen, am Wege stehend, seinem nützlichen Gewerbe obliegt, und, wie vom Himmel gesendet, erscheint drüben in der Stallthüre des Nachbarhauses ein alter, lahmer Melker. Nun ist das Personal vollständig zu einer der feierlichsten Ceremonien und der wichtigsten Handlungen.

Nachdem Hans, der Präsident, die widerspenstige Feder ein paar Mal gegen das Licht gehalten und endlich noch Wasser in die Tintengutter gegossen, wird der Akt nicht ohne Ueberwindung erheblicher Schwierigkeiten durch Unterzeichnung zur Vollständigkeit gebracht, und so endet eine Handlung, welcher die frühere Zeit eine feierlichere und erhebendere Form zu geben verstand, durch Glockengeläute und Schießen, früher sogar durch das militärische Ehrenkleid oder durch Aufzug des ganzen Gefolges zu Pferd an Bauernhochzeiten.“ Soweit das Bernerblatt. Wie viel ärgerlicher wird die Sache, wenn wir an die Umgehung und Entweihung des heiligen Sacramentes und all der kirchlichen Festlichkeit, die damit verbunden ist, denken.

Indessen steht zu hoffen, die Brautleute werden neben diesem bürgerlichen Akt, wenn er einmal gesetzlich vorgeschrieben ist, nur in jener heiligen Weihe das feste und segnete Band für Leben und Tod suchen und finden, und um so treuer dem Kaiser geben was des Kaisers ist, wenn sie zuvor Gott gegeben haben was Gottes ist.

Ueber Industrie, Handel, Gewerbe und Steuern

in den Vereinigten Staaten für das Jahr 1869.

Unter diesem Titel erschien neulich in New-York ein Bericht des Special-Steuer-Commissärs, welcher höchst-merkwürdige Resultate seiner unausgelesenen vieljährigen Untersuchungen, Beobachtungen und Berechnungen liefert. Dieser Bericht ist dem Congresse eingereicht und enthält als Einleitung einen Rückblick auf die Fortschritte der Nation im Jahr 1869, aus dem wir hier unsern Lesern Einiges mittheilen wollen:

Rückblick auf die Fortschritte der Nation im Jahre 1869.

Dieselbe rasch und unaufhaltsam fortschreitende Entwicklung, welche mit Ausnahme der Kriegs-Periode das letzte Viertel-Jahrhundert der Geschichte unserer Nation kennzeichnet, charakterisirt auch das letzte Jahr derselben. Die Steuer-Einnahmen haben, wie in den letzten Jahren, so auch in diesem, die Ausgaben der Nation weit überstiegen; eine arbeitskräftige und Wohlstand schaffende Einwanderung frönte vom Osten und Westen zu; reicher Erntesegen, der Lohn ausgebreiteter Bodenkultur, wurde uns zu Theil; das Netz unserer Eisenbahnen zeigt eine weitgreifendere Entwicklung als je zuvor und lebendiger täglicher Verkehr pulst zwischen den beiden Océanen; der Wohlstand des Südens hat sich mächtig gehoben; an unseren Grenzen herrscht Friede; Arbeit und Erwerb bieten sich Jedem: kurzum die großartige Lebenskraft der Nation, ihre enormen, in stetiger Entwicklung begriffenen Hilfsquellen und ihr rastloser Unternehmungsgestirb versprechen eine baldige gänzliche Heilung der durch den Krieg geschlagenen Wunden und garantiren eine segensreiche Zukunft.

Im Fiskaljahr 1868—69 hatte der Bund Einnahmen \$ 370,943,747 21; Ausgaben \$ 321,490,597 75; also Ueberschuß \$ 49,453,149 46.

Die Bundesschuld hat seit dem 1. Sept. 1865, wo sie ihren Höhengpunkt erreichte, um \$ 304,129,836 20 abgenommen; die Abnahme der Schuld im Jahre 1869 betrug \$ 87,147,466 02.

Die Gesamtausgabe für 8¼ Jahre seit Ausbruch des Krieges, nach Abzug der im Falle des Friedens wahrscheinlich während derselben Zeit von der Regierung gemachten Ausgaben beläuft sich auf \$ 4,171,914,498 33, welche Summe die Gesamtkosten des Krieges bis 30. Juni 1869 repräsentirt. Hierzu kommen noch die anlässlich des Krieges gezahlten Pensionen, die einer Capitalschuld von ca. zweihundert Millionen Dollars entsprechen. Ferner beziehen sich die angeführten Zahlen nur auf die der Bundesregierung durch den Krieg erwachsenen Kosten, außer diesen sind aber noch dem Volke direkt ungeheure Verluste erwachsen, die man ohne Uebertreibung auf etwa dreihundert Millionen Dollars veranschlagen darf. Ferners: Kriegsausgaben der Einzelstaaten, Counties und Städte sechshundert Millionen. Verlust der Nord-Staaten durch Hemmung von Handel, Industrie und Schifffahrt in Folge des Krieges (schätzungsweise) eine Billion, 200 Millionen Dollars. Direkte Ausgaben und Verluste der Süd-Staaten in Folge des Krieges (schätzungsweise) zwei Billionen, 700 Millionen Dollars. Dies Alles zusammengefaßt ergibt als Gesamtkosten des Krieges die Summe von nahezu Neun-tausend Millionen Dollars, also mehr als die amt-

lich festgestellte Vermehrung des Eigenthums der ganzen Nation während des Jahrzehndes von 1850—1860.

Die Einwanderung in die Vereinigten Staaten ergibt für die letzten 14 Jahre nachfolgende Zahlen:

1856	200,436	1863	176,282
1857	251,306	1864	193,418
1858	123,126	1865	248,120
1859	121,282	1866	318,554
1860	153,640	1867	298,358
1861	91,920	1868	297,215
1862	91,987	1869	352,569

Zusammen 2,918,213

Davon kommen auf die mit 30. Juni 1869 beendeten fünf letzten Jahre 1,514,816 Personen. Die Einwanderung von Chinesen stieg von 4733 im Jahre 1856 auf 12,874 in diesem Jahre und beträgt für die letzten 14 Jahre 78,817 Personen. Die Zunahme der Bevölkerung durch Fortpflanzung und Immigration zusammen muß auf mindestens 1,100,000 Seelen per Jahr veranschlagt werden.

Eisenbahnen. Im Jahre 1869 wurden gegen 5000 Meilen, seit Beendigung des Krieges gegen 13,000 Meilen Eisenbahnen gebaut. Nimmt man an, daß eine Bahn 15 Meilen Landes an jeder Seite oder per Meile 30 Quadratmeilen Landes dem Verkehr und der Kultur eröffnet, so sind durch die in den fünf letzten Jahren gebauten Eisenbahnen nicht weniger als 390,000 Quadratmeilen Landes — mehr als das ganze Bodengebiet Frankreichs und über dreimal mehr als das von Großbritannien — für allgemeine Produktionszwecke gewonnen.

Die Telegraphen der Union haben im letzten Jahr einen Zuwachs von mindestens 7000 Meilen Drähten erhalten, gegen 6000, 3000 und 2000 Meilen in den drei vorigen Jahren.

Der Süden neu belebt und entfaltet. Er vertrat 1860 fast ein Dritteltheil der Gesamtbevölkerung der Vereinigten Staaten und, abgesehen vom Werthe der Sklaven, fast zwei Siebentel des Gesamt-Eigenthums der Union. Nach Beendigung des Krieges im Jahr 1865 war der Süden fast vollständig vernichtet, in jeder Beziehung gelähmt, ohne Kraft und Muth und ohne Verfassung. Die beiden folgenden Jahre waren wegen der enormen Umwälzungen in den Arbeitsverhältnissen fast unfruchtbar, erst 1868 erschienen Zeichen der Wiederbelebung. Die Ernte dieses Jahres hatte einen Werth von wenigstens 300 Millionen Dollars und dieser großartige Segen ermutigte das Volk des Südens zu neuer Anstrengung und weckte es aus seiner bisherigen und leicht begreiflichen Muthlosigkeit.

Dem Ackerbau, den Eisenbahnen, der Industrie, der Schifffahrt widmete man volle Aufmerksamkeit, und mit wunderbarer Schnelligkeit erblühte neues Leben überall aus den Trümmern. Das Jahr 1869 brachte eine noch viel reichere Ernte und lohnendere Preise.

Noch fehlt es dem Süden an hinreichender Arbeitskraft zur Ausbeutung seiner reichen Naturgaben; aber dieselbe beginnt jetzt von Europa und China mächtig hereinzufließen. Und war das nicht der Fall, so würde dennoch der Süden aus eigener Kraft, durch den Gewinn aus der jährlich zunehmenden Ausfuhr seiner Erzeugnisse, und die daraus sich ergebenden Fortschritte, binnen Kurzem wieder zu Wohlstand und entsprechender Macht gelangen. Der so reichliche Gewinn aus den Ernten muß nicht mehr, wie früher, zum Unterhalt der Sklaven verwendet werden.

sondern kommt dem Ackerbau selbst zu gut und wird auch auf alle Zweige der Industrie belebenden Einfluß üben.

Das wäre so im Allgemeinen die Lichtseite des Berichtes; er hat aber auch die Schattenseite gemalt, denn in Amerika gilt auch wie in andern Welttheilen der Spruch: Es ist nicht Alles Gold, was glänzt. Die Billigkeit fordert, daß auch von der Schattenseite hier etwas gesagt werde. Als Faktoren, welche die rasche Zunahme des National-Reichthums hindern, sind aufzuzählen:

Die Lage des Handels der Vereinigten Staaten zum Ausland. Beim Ausbruch des Krieges wurden aus Mißtrauen in die Zukunft des Landes fast sämtliche in andern Ländern gehaltenen amerikanischen Sekuritäten — des Bundes, der Einzelstaaten und der Corporationen — fast zu jedem Preise retourirt, so daß im Jahre 1863 fast keine mehr im Auslande gehalten wurden. Seit jener Zeit sind von den Vereinigten Staaten Obligationen im Betrag von annähernd einer Billion, 400 Millionen wieder in's Ausland gegangen.

Soviel steht fest, daß die Union vor dem Krieg ihren ganzen Import mit eigener Production nicht nur völlig deckte, sondern sogar nur so viel Gold in's Ausland sandte, als für sie selbst nutzlos oder sogar schädlich gewesen wäre; jetzt aber steht ihre Gesamt-Production nicht mehr im Verhältnis zu ihrem Gesamt-Consum.

Zersplitterung und Entartung der Industrie ist eine andere Ursache des eben genannten Mißverhältnisses. Ein großer Theil der Bevölkerung ließ sich nämlich in den letzten Jahren blenden durch den während der Periode des Papiergeld-Überschusses erzielten großen Gewinn auf dem Gebiete des Handels. Die frühere, direct Reichthum bringende Beschäftigung, z. B. durch das Handwerk, gab man auf und fing an zu schachern und zu speculiren; daher die Maße von Personen, die sich dem Geschäfte der Banken, Mäkler, Versicherungs-Gesellschaften, ferner Commissionsgeschäften, Agenturen und allen Zweigen der Geldspeculation widmen, was durchaus kein Zeichen gesunder Entwicklung des soliden Nationalwohlstandes ist. Die nationale Production leidet darunter: Direct durch Entziehung großer Arbeitskräfte von productiver zu weniger oder gar nicht productiver Beschäftigung, und indirect, durch Erzeugung eines Geistes der Unzufriedenheit unter denen, die beim Handwerk oder Ackerbau zurückgeblieben sind.

Die Abnahme des Viehstandes in einzelnen Gegenden ist zugleich ein Beweis für Abnahme der Production gegenüber dem Consum und der Bevölkerung. So zählte man z. B. im Jahre 1869 in Staate Ohio, 1,416,205 Schafe, 356,629 Schweine, 19,085 Rinder, und 391 Maulthiere weniger als das Jahr zuvor; die auf die ganze Union sich erstreckende Abnahme der Schafe wird von Sachkundigen auf 4 Millionen Stück im letzten Jahre, auf 25 % des ganzen Bestandes während der letzten zwei Jahre geschätzt.

Verhältniß zwischen Capital und Produkt. Des Landes Productivität wird auch gelähmt durch den erhöhten Preis aller, für industrielle Zwecke erforderlichen Geräte, Werkzeuge und andere Erfordernisse, der seit 1860 auf das Doppelte gestiegen ist. Dazu kommt noch, daß das somit erforderliche Capital sich mehr und mehr der Industrie entzieht und auch dadurch deren Entwicklung hemmt. Dieser erhöhte Preis hat auch die üble Folge, daß er die Arbeit mehr dem Kapitalisten unterordnet und den Arbeiter viel abhängiger vom Kapitalisten macht. Daher die enormen Establishments, die in gewisser Ausdehnung freilich ihre Vor-

theile haben, in ihrem jetzigen Umfang aber, weil die Noth, nicht der freie Wille des Arbeiterstandes sie geschaffen, nur schädliche Einflüsse üben. — Das Uebel muß zudem seiner Natur gemäß von Jahr zu Jahr wachsen.

Die Rutzbarmachung der natürlichen Hilfsquellen und Vortheile der Union läßt vieles zu wünschen übrig. Der Transport roher Baumwolle, deren Hauptquelle die Vereinigten Staaten früher waren, nach ausländischen Spinnereien kostet fast ebensoviele Arbeit und Capital, wie die einheimische Manufaktur dieses Welt-Stapelartikels; der Export einheimischer Baumwollstoffe ist trotzdem seit 1860 auf ein Viertel zusammengeschrumpft. Ähnliche, sehr auffallende Mißverhältnisse in Bezug auf andere wichtige Handelsartikel weist der Bericht noch mehrere nach, namentlich, sagt er, liege die Wollenspinnerei darnieder und der Export von Wollstoffen aus der Union habe im letzten Fiskaljahr den lächerlichen Werth von nur \$ 160,000 gehabt, während der vom kleinen Großbritannien \$ 190 Millionen betrug.

In ähnlicher Weise werden noch andere Verhältnisse besprochen. Vorzüglich aber sind als zwei der wichtigsten Hindernisse des Nationalreichthums bezeichnet. Erstens, eine voluminöse, entwertete, uneinlösbare Papierwährung und eine übertriebene, ungleichmäßige Besteuerung. Auf diese zwei Dinge beziehen sich daher vorzüglich die Mittel zur Abhilfe, welche der Berichterstatter bespricht und empfiehlt, nämlich: Reduktion, Verminderung des übermäßigen Umfangs (Volumes) der gegenwärtigen Circulation, mit andern Worten Reduktion des Papiergeldes und Wiedereinnahme der Baarzahlung, und sodann Regulirung des Steuerverhältnisses. Ueber letztere theilt der Berichterstatter einläßlich seine Ansichten, Vorschläge und Berechnungen mit, welche wir aber hier füglich übergehen können. Die ganze Schrift aber gibt Zeugniß von der tiefen Einsicht und sehr umfassenden Kenntniß des Verfassers David a. Wells, Vereinigte Staaten Special-Steuer-Commissar, und gewährt einigen Einblick in die staatsökonomischen kolossalen Verhältnisse und Eigentümlichkeiten des großen transatlantischen Staatenbundes.

Hotelwagen der Pacific-Eisenbahn.

Wir zeigen unsern Lesern dieses Jahr das Innere eines Speisealons in einem Hotelwagen der Pacificbahn.

Ogleich man jetzt auf dieser Eisenbahn die Fahrt von New-York bis San Francisco in Californien, also vom atlantischen Ozean bis zum stillen Meere, quer durch das Festland von ganz Amerika in sieben Tagen zurücklegt, wozu man vorher 180 Tage brauchte: so ist dennoch die Reise noch genug langweilig und ermüdend. Denn ununterbrochen, Tag und Nacht fort, braust der Zug, wenn er einmal die Stadt Omaha, den östlichen Ausgangspunkt der Pacific-Eisenbahn, hinter sich hat, durch die endlose Prarie. Die einzelnen Stationen in der Prarie bestehen meistens aus elenden Bretter- und Zeltthütten, wo ein verworrenes Gesindel haust, und auf einer Strecke, in Great-Salt-Lake-Valley, sind die Häuser der Eisenbahnbeamten und Ansiedler verjagt zum Schutze gegen die feindlichen Indianerhorden.

Eine solche Fahrt müßte also unerträglich sein, wenn nicht die Wagnzüge selbst mit Schlaf- und Restaurationswaggons versehen wären. Georg W. Pullman von Chicago hat sie gebaut, und zwar mit aller erdenklichen Pracht und Bequemlichkeit für den Reisenden, der — Geld hat.

In den Schlaffalen schläft man auf den elastischsten Matratzen und in den Speisefalons findet man Alles, wonach Gaumen und Magen gelüsten. Zu jeder Tageszeit wird à la carte gespeist. Man betrachte nur die Abbildung

von dem Innern eines solchen Speisefalons, worin ein Neger als „Gargon“ fungirt, und man wird sich sagen, daß da, wenn nur der Beutel wohl gespeickt ist, die öde Gegend, welche zu den hohen Spiegelfestern hereingähnt,



ihre Schrecken verliert. Einige Wagen enthalten auch Gesellschaftszimmer mit Pianos und wieder andere die Küche und Vorrathskammern. Diese der Bequemlichkeit dienenden Waggons werden mit dem Gesamtnamen „Hotel-Express-Train“ bezeichnet; die meisten sind noch obenauf mit Sitzen versehen, damit die Reisenden von dort aus die Gegend

bequem betrachten können, und heißen speziell „Observations-Cars.“

Herr Pullman beabsichtigt jetzt „Brautwagen“ zu bauen für wohlhabende Neuvermählte, die eine kleine Hochzeitsreise von einigen tausend englischen Meilen von einem Djean zum andern machen wollen. Und was dann noch? —

Geschichte eines Diamanten.

Die „Bombay-Gazette“ erzählt die sonderbaren Abenteuer des Sancy-Diamanten, welcher gegenwärtig bei einem Juwelier in Kalkutta eines neuen Herrn gewärtig ist. Der Diamant ist mandelförmig und wiegt $66 \frac{3}{4}$ Rutties. Der Stein wurde an der Leiche des bei Nancy im Jahre 1477 erschlagenen Herzogs Karl von Burgund gefunden, und bald darauf, im Jahre 1479, vom König von Portugal angekauft. Dieser veräußerte ihn später an Nikolaus de Varny, Baron de Sancy, von dem er auch seinen Namen hat. Sancy sandte ihn dem König zum Geschenk durch einen treuen Diener, der jedoch unterwegs von Räubern angefallen wurde und den Stein verschluckte. Bei seinem Tode fand man den Stein in seinem Körper vor. Schließ-

lich kam er in die Hände Jakob II. von England, der ihn um 25,000 Pfd. Sterl. an König Ludwig XIV. von Frankreich verkaufte. In der französischen Revolution verschwand der Stein eine Zeitlang; einige Jahre später wurde er an den Fürsten Demidoff verkauft; und endlich hat er nach vielen Irrfahrten durch Meere und Länder seinen Weg nach Kalkutta gefunden.

Uebrigens garantirt der Kalenderschreiber nicht für die exakte historische Richtigkeit des Erzählten in allen seinen einzelnen Zügen, wohl aber für die exakte Richtigkeit, die für ein an sich so unnützes Ding ein solches Heidendelb wegwirft. Wollen sie allenfalls Glas schneiden, so läßt sich das noch besser mit einem kleinen und nicht mandelför-

migen Stück Diamant thun und die Klarheit sammt den schönen blizenden Farben haben sie millionenfach so oft die Morgensonne in die an Haag und Halm hangenden Thautropfen scheint.

Narr im Glas.



Nun sag mir Einer, was ist das?
Das siehst du ja, es ist ein Glas
Und steht ein kleiner Narr darin.
Was aber ist des Bildes Sinn? —
Ist noch, das Gläschen klein
Und ist das Tränklein rein
Und wirst du es nicht übertreiben,
So wird der Narr ein Nörzchen bleiben,
Schaut hell und wohlgemuth darein
Und wird vielleicht ein bischen singen,
Indeß die Schellen lustig klingen.

Wenn aber Gläser humpen werden,
Und läßt man die Vernunft nicht walten
Und weiß kein Maß zu halten,
Dann wird, das tannst du leicht erfahren,
Das Nörzchen bald zum Narren,
Mit grintenden Geberden
Und schlüpft unsichtbar aus dem Wein
Zu deinen Kopf hinein,
Wird Meister in dem fremden Haus,
Schaut zu den Fenstern stolz heraus,
Und spricht, der Herr ist ausgeflogen
Und ich für ihn bin eingezogen.

Der Poet und der Pastetenbäcker.

Einem Poeten fiel es ein,
Zu schreiben ein Paar Verselein,
Und in künstlichen Weisen
Mit etwas blauem Dunst
Ueber die Massen hoch zu preisen
Eines Pastetenbäckers Kunst.
Der Bäcker, darüber hoch entzückt,
Erweist sich dankbar, und beglückt,



Beschent den Herrn Poeten
Mit einer der schönsten Pasteten.
Der nahm das Geschenk zu Handen
Und es ist nicht lange angestanden,
Dieweil ihn eben der Hunger genirte,
Daß er das künstliche Werk transchirte.
Freute sich auch nebenbei,
Daß seine Kunst so mächtig sei,
Als welcher es mochte gelingen
Eines Pastetenbäckers Herz zu bezwingen,
Vivat die Kunst, die solche Wunder thut!
Zudeß schmeckte das Kunstwerk gut,
Blieb nicht lange unverehrt
Und war bald bis auf den Grund verzehrt,
Nur das Papier ist geblieben,
Auf welchem die Pastete lag;
Da trat es sofort zu Tag,
Es sei darauf etwas geschrieben!
Wie staunte der Poete nicht,
Als er sah, es sei sein Gedicht,
Womit er den Pastetenbäcker gepriesen,
Sogleich interpellirt er diesen:
Welcher Wahnsinn hat Jhn angewandelt,
Daß Er mein Kunstwerk so mißhandelt?
Der Bäcker antwortet gelassen:
Nun, das ist ja leicht zu fassen,
Sie machten ein Gedicht auf mein Gericht,
Und ich machte ein Gericht auf Jhr Gedicht.
Wir sind demnach beide quitt,
Empfehle mich höflichst hiemit.



Merke: Sind die Leute hold,
Und scheinen sie dich zu feiern,
So prüfe den Klang solcher Leiern.
Nicht Alles was glänzt ist Gold,
Betrachte die Sache so wie sie ist
Und betrüge nur dich selber nicht,
Und lache, wenn du dein schönstes Gedicht
Von einer Pastete gepflastert siehst.

Jeremiade beim Anblicke dermaliger Abbruchversuche.

Es war ein stattliches Gebäude unser schönes Europa,
hatte viel Geld und Blut gekostet, bis es aufgebaut und
ausgeputzt, ausgerüstet und möblirt war. War auch nicht
Alles vollkommen nach Wunsch gerathen, so ließ sich doch
ziemlich bequem darin wohnen und man ließ einander mei-
nigstens leben. Jetzt aber ist das anders geworden. Was
tausend und mehr Jahre gedauert hatte, ist ruiniert. Es
soll ein ganz neues Gebäude errichtet werden, vorläufig
ist man noch mit Abtragen, Demoliren des Vorhandenen

beschäftigt und bereits ist man so weit gekommen, daß man das Baumaterial zum Verkauf den Meistbietenden aus-schreiben darf.

Da steht oben in der Mitte der Trümmer die Ober- ratte, im Staatsrocke als Stellvertreter der jetzt allmächtigen und allein gebietenden Staatsgewalt, die ihre Macht nicht mehr von Gott hat, sondern von — ich weiß selbst nicht von wem — und ladet ein zum Kaufe dessen, was noch aus alter Zeit vorhanden ist. Ringsum stehen die getreuen Diener und Vollstrecker des Staatswillens, die negativen Baumeister und Bauleute und hören auf das, was von Oben herab diktiert wird. Sehen wir die Herren ein wenig näher an.

Da paradiert links vorn, oder rechts, je nach dem man es nimmt, ein vornehmer Herr mit Epaulette und

Schärpe, mit welchem die Staatsratte zu sprechen scheint. Das ist der Kriegsminister Frißalles, Sohn des berühmten Weltfressers und der Frau Dürstblutin. Er verlangt vom Staatshaupte so eben noch 150,000 Mann Infanterie zu den 800,000, die er schon hat, weil die Schermaus jenseits des Flusses, und der Lemming im Osten noch weit mehr hat. Ueberhaupt, so meint er, sind Ratten und andere Thiere nun einmal von Natur aus geschaffen und angewiesen einander aufzufressen. Seine Bitte wird gewährt und aus allen ruhigen Winkeln und Höhlen werden die 100,000 herausgeholt. Eine kleine Figur neben dem Kriegsminister Frißalles kann ich nicht recht erkennen, glaube aber, es sei der Minister Willalles, ein überaus schlauer Kopf, ein Politiker ersten Ranges, der zwar einfältig dreinschaut, aber gerade beschwigen um so ge-



fährlicher ist. Er stammt aus dem berühmten Rattenhause Machiavel und Compagnie aus Florenz.

Weiterhin erscheint eine etwas gebrechliche Figur, die sich mühsam auf zwei Stäbe stützt. Das ist der Minister Mächtalles, Minister der Finanzen und des leeren Staatsschatzes, die zwei Stützen sind die Steuerkraft des Volkes und die Steuerbefreiungskraft der Regenten. In seinen Rechnungen hat er sehr viel mit Passiven sich zu befassen und reibt sich froh die Hände, wenn er deren recht viele findet nach dem Grundfaze, je mehr Schulden der Staat hat, desto glücklicher ist er. Zu diesem edlen Zwecke hilft ihm ein Angestellter, der seines höchsten Vertrauens würdig war und ist. Wir sehen ihn so eben mit einigen Geldsäcken sich von dannen begeben. Es ist keine eigentliche Ratte, sondern nur eine Schärmaus, welche sich eilends in's Ausland verfügt, um die überflüssigen, und in der

Kassa modernden Millionen anderwärts anstatt mühsig flüchtig zu machen. Das Geschlecht der Schärmäuse vermehrt sich zusehends zum Heile der Finanzen, wie zum Troste des zahlenden Publikums.

Jetzt kommen wir zu einer gar wichtigen Staatsperson. Journalist Schreiballes hat die Vollmacht, ja sogar die Aufgabe, Alles in die Welt hinaus zu schreiben, sei es wahr oder nicht wahr, wenn es nur dem Zwecke dient, nur soll er jedesmal, wenn er lügt, in heiligem Eifer über die Jesuiten losdonnern, als welche den schändlichen Grundfaze lehren, es heilige der Zweck die Mittel. So ein Tausendstafa Schreiballes ist gar nicht zu bezahlen. Tag für Tag, oft sogar zweimal des Tages zieht er vom Leber oder von der Feder und haut mit geschlossenen Augen links und rechts um sich her, und freut sich nicht wenig darüber, daß ihm Ratten und Mäuse und anderes Gethier so auf's Wort

hin blindlings Glauben schenken, ohne im Geringsten zu wissen warum, denn er sei doch ein Mensch wie ein Anderer.

Da sehen wir gerade einen solchen Gläubigen halbknienend vor dem Schreiballes postirt und auf seinem Stab, als Sinnbild seines festen Glaubens sich stützend. Es ist wahrhaft rührend, wie gespannt er auf das wartet, was da geschrieben und gedruckt wird, um es in seine Tasche zu stecken. Er sieht so voll Staunen und Bewunderung auf den berühmten Herrn Schreiballes, daß er nicht einmal den verdächtigen Schweif beobachtet, der doch so unzweideutig unter der Zeitung hervorguckt.

Bei der nächsten Staatsfigur können wir noch schneller vorbeigehen. Es hat einmal ein freisinniger Luzerner-Rathsherr gesagt: Haben wir nur einmal die Schulmeister und Landjäger an der Hand, dann werden wir leicht Meister. Das fällt mir jetzt wieder ein, da ich den Polizeichef Hörtales mit Sabel und Klapphut angethan erblicke. Dieser Hörtales ist im Grunde nicht so gefährlich, aber wenn ich ihn sehe, so denke ich auch an die zahllosen großen und kleinen Ratzmäuse, die unmittelbar von der obersten Ratzmaus abhängen, von ihr angestellt sind, von ihr das nöthige Fressen kriegen und von ihr alle Augenblicke aus dem Loch gejagt werden können, wenn sie nicht unbedingt zu allem Ja pfeifen und auf jeden Wink gehorsam die Schwänzlein nach der vorgeschriebenen Seite richten. Diese Klasse abhängiger Rätebenager zu vermehren und im Gehorsam zu behalten, ist eines der wichtigsten Gesetze im Rattenstaate.

Der Unbenannte neben dem Bewaffneten Hörtales ist wieder eine zweifelhafte Figur. Er scheint, der Kleidung nach zu urtheilen, ein vornehmer reicher Herr, vielleicht ein Geldjude, der so viel Geld hat, daß der Rattenstaat, welcher eben so viele Schulden d. h. eben so vieles Nichtgeld hat, ohne ihn gar nicht leben kann und demnach von ihm und seinen Geldsäcken eben so abhängig wird als es die genannten gemeinen Ratten von ihm selbst sind. Es hat eben alles seine Ordnung in der Welt, der eine hat die Ehre und der andere das Geld.

Der ungeschickteste aller Anwesenden scheint der Letzte, den wir zu betrachten haben, der mit der Zipsellappe und dem Lichtschirme, und doch ist das einer der wichtigsten und gefährlichsten. Das ist der Professor Weiskalles. Das einfache Licht der Wahrheit und was sonst das Auge des natürlichen Verstandes mit Ruhe und Trost erfüllt, erträgt er gar nicht mehr, er sucht immer etwas Neues, etwas Anderes als die gewöhnlichen Mäuse und grübelt und grübelt in seinen Löchern und Höhlen, bis er etwas gefunden hat, was einem Edelstein oder dem feinsten Golde gleicht und das er sogleich den Fürsten und Völkern als solches anpreist, und ist doch alles Lug und Trug und wer sich an dasselbe hält, geht jämmerlich zu Grunde.

An beiden Enden schlafen zwei rechtschaffene Philister. Schlaft nur fort, ihr Guten, schlafet den Schlaf der Gerechten, öffnet ja die Augen nicht, auf daß ihr nicht sehet und erkennet alle die genannten Herren und ihr Dichten und Trachten und nicht sehet, wie euch Balten und Thüren und andere Trümmer eures Hauses auf die Ohren und die Schwänze fallen. Man hat oft versucht, euch zu wecken; aber ihr habt fortgeschmarzt. Sehet, kommen wird der Tag. — Aber jetzt wird es mir selbst zu ernsthaft, da ich unversehens, sogar in die Bibel hineinkomme, was nicht für einen Kalender paßt. Merket auf die Zeichen der Zeit, ihr geneigten Leser klein und groß. Denkt an solche Rat-

tenversammlungen in Wien, Paris, Genf und Neapel und an die holdseligen Beschlüsse und die ganze glänzende Geschichte derselben und stellt eine Vergleichung an mit einer andern Versammlung in der ewigen Stadt und freut euch — daß ihr keine Ratzmäuse seid.

Ein Kunstrichter seinen Geschmacks.

Ein junger Künstler hatte vor einiger Zeit das Porträt einer reichen Dame in New-York gemalt, welches aber den Freunden und Bekannten der Dame gar nicht gefallen wollte, weil sie es ganz unähnlich fanden. Der Maler aber behauptete steif und fest, die Arbeit sei gelungen, es geschehe oft, daß ein Porträt die einen Personen getroffen fänden, die andern aber nicht. Nun ja, sagt man, aber hier findet das Bild gar Niemand getroffen. Es kann das Urtheil durch gar verschiedene Umstände bestochen werden, besonders bei Damenporträts, meinte der Maler, ich schlage vor, den Entschaid einem ganz unparteiischen Richter zu überlassen. — Und der wäre: — Der wäre das Hündchen der Dame. Damit war man einverstanden.

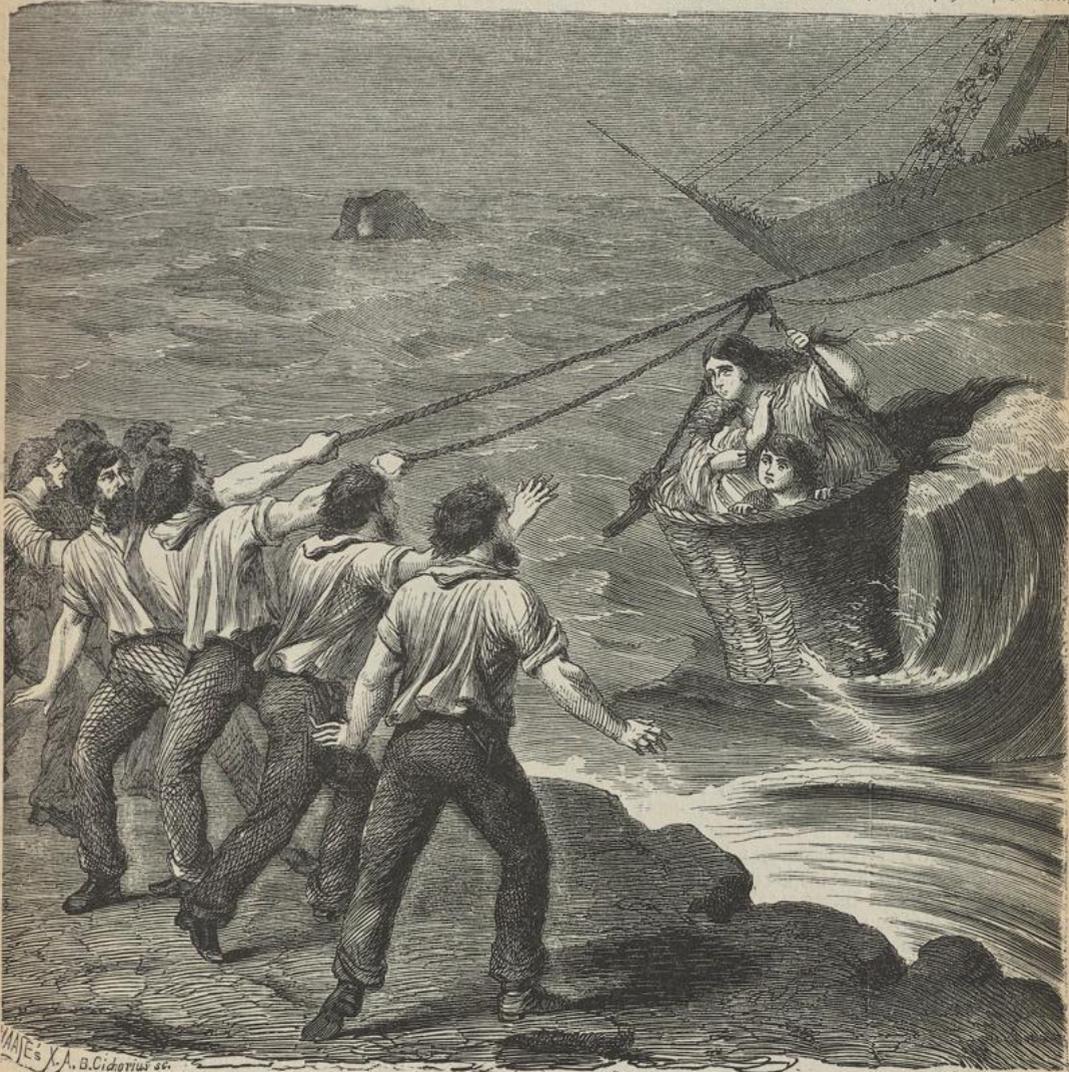
Es wurde also das Gemälde in das Haus der Herrin dieses Schiedrichters gebracht, und es versammelte sich eine zahlreiche Gesellschaft, um Augenzeuge dieser sonderbaren Probe zu sein. Der Hund wurde endlich hereingelassen, und sobald er das Porträt sah, sprang er darauf zu und leckte es von unten bis oben, schwanzwedelnd und in allerlei Weise seine Freude und Affektion zeigend. Alles mußte nun gestehen, hier habe die Natur in unverdächtiger Weise gesprochen, man müsse sich geirrt haben, Thiere haben eben, wie es sich hier zeigte, oft ein feineres, und jedenfalls unbefangeneres Urtheil als die Menschen, wie sie auch gar oft ein zarteres Gefühl haben, wofür ebenfalls dieses liebe Thierchen den Beweis geleistet habe. Der Triumph des Malers war vollständig und mit Vergnügen wurde zum Honorar noch ein schönes Douceur gefügt. Einige der Kritiker meinten zwar, es sei nicht mehr das gleiche Bild, das sie früher gesehen, oder man habe es über Nacht retouchirt oder neu übermalt — keiner aber bemerkte, daß es der Künstler mit einer Speckschwarte überstrichen hatte, so daß der Hund feineren Geschmacks als die Herren Kritiker bewies. Ist auch schon andermal vorgekommen.

Da ich dieses schreibe, kommt eben der Vater Dnuphrius mein Nachbar dazu, der zu Allem moralische Anwendungen zu machen pflegt. Er liest das Vorstehende, lacht zuerst, und runzelt dann die Stirne. Ist auch schon vorgekommen! Ja wohl, und kommt noch täglich überall vor und springt Mancher und Manche wedelnd heran, mit allen Zeichen der zärtlichsten Freundschaft, als sei er ganz verliebt in das schöne Seelenbild, aber es sind nicht die schönen Farben, die er sucht und leckt, es ist fetter Schmutz oder schmutziges Fett! Darum, aufgepaßt! Das gilt besonders euch, junge gefühlvolle Seelen mit hübschen Larven. Aufgepaßt, und lernt die Hunde und ihre Liebhabereien kennen und unterscheiden, sonst — Ich unterbrach den Dnuphrius: Das gehört nicht hieher, ich schreibe keine Predigt, sondern einen Kalender und diesen lesen nur geschickte und brave Leute, welche solche Nutzenwendungen selbst machen können, wenn sie es für nöthig finden. Was darauf folgte, gehört nicht mehr hieher. —

Eine Schreckensnacht auf dem Meere.

Im Frühjahr 1863 kam der große englische Postdampfer: „der Angelsächse“ auf seiner Fahrt von England nach Amerika in Folge des dichten Nebels von dem richtigen Kurs ab. Zu allem Unglück war der Kapitän des Schiffes seinem wichtigen Posten nicht gewachsen und machte so falsche Berechnungen in Bezug auf den Weg, daß der riesige Dampfer plötzlich um Mitternacht sich dicht

an felsigem Lande befand und gleich darauf mit dem Kiel auf einen Felsen stieß, so daß er augenblicklich leck ward und sich die Oeffnung im Boden des von Wogen und Winden gehobenen und geworfenen Schiffes mit jedem Augenblicke vergrößerte. An eine Erhaltung des Dampfbootes mit 444 Menschen darauf war gleich nicht mehr zu denken, so daß man alle Boote herunterließ und sich auf Rettung



der Passagiere beschränkte. Land, d. h. furchtbare Felsenriffe waren allerdings in der Nähe, aber dicker Nachtnebel und die entsetzlich rollenden Wogen und Brandungen machten die Arbeit des Landens sehr gefährlich, beschwerlich und Zeit raubend. Man denke sich 444 Menschen jedes Alters und Geschlechts aus dem Schlafe plötzlich in die Nacht und den Nebel und den Sturm und den Schrecken des Unterganges herausgejagt, das Geschrei und Gedränge um den

Vorrang, das Aufstreifen nach Eltern oder Kindern oder Angehörigen. Und wie Angst und Verzweiflung mit jeder Minute stiegen, während das auf den Felsen gespießte und umhergeschleuderte Schiff immer tiefer einsank und sich endlich so auf die Seite legte, daß die Masten auf's Wasser klatschten und sich die Leute auf dem Deck nicht mehr zu halten vermochten, so daß sie entweder von den überschlagenden Wogen mit fortgerissen wurden oder sich in

Maften und Tauen und Tafelagen festklammern mußten. Um die beschwerliche und gefährliche Rettung mittelst der Boote anderweitig zu unterstützen, hatte man von der Vorderseite des Schiffes her Tane an's Land herübergezogen, an welchem man einen Korb hin- und zurückgleiten ließ. Der Korb faßte freilich nur zwei Menschen auf einmal oder je eine erwachsene Person und zwei Kinder. Doch gelang es auf diese Weise manche Mutter mit ihren Kindern zu retten. (Siehe die Abbildung.) Endlich aber ward auch dieser gefährliche Luftweg der Rettung unmöglich. Das Schiff legte sich zuletzt ganz auf die Seite, so daß die Maften und Strickleitern, noch voller Menschen hängend, in die Wogen herabpeitschten, welche die Unglücklichen davon wegsplünten und verschlangen.

Als endlich nach dieser schrecklichen Nacht der Tag anbrach, zählte man nur 207 Personen auf dem nackten Felsenufer. Die größte Hälfte, d. h. 237 Personen, war eine Beute des Meeres geworden und lag in der Tiefe.

Zum Glück für die Ueberlebenden — unter diesen freilich nicht wenig, die ihre Eltern, ihre Kinder, einen oder mehrere ihrer Lieben lange vergebens gesucht hatten, bis sie die schreckliche Gewißheit erkannten — kam bald ein Dampfschiff in Sicht, das man durch Signale herbeirief, so daß die Geretteten wenigstens mit ihrem Leben davonkamen, nachdem sie alle ihre Habe, zum Theil sogar ihre nöthwendigsten Kleidungsstücke verloren.

Ja das Meer fordert alle Jahre viele Tausende von Opfern, darunter leider noch viele, die an den Folgen schlechter oder leichtsinniger Seemannskunst zu Grunde gehen und überhaupt gehören die Reisen auf englischen Schiffen zu den gefährlichsten.

Belohntes Gottvertrauen.

Im Jahre 1519 herrschte eine ansteckende Krankheit zu Zofingen, bei Narau, in der Schweiz. Diese raffte viele Menschen hinweg. Die Kinder einer Wittwe, Namens Anna Dullinger hatte die Krankheit auch bereits ergriffen. Täglich ging die gute Frau zu einem Bildstocke der schmerzhaften Mutter vor der Stadt, flehte die Mutter Gottes inbrünstig an, ihr beide Kinder zu erhalten, und versprach der Himmelskönigin, es solle über ihrem Bilde ein schönes Häuschen entstehen, wenn den Kindern geholfen würde. Voll freudiger Zuversicht ging sie dann jedesmal nach Hause. Die Kinder genasen wieder. Freudig sparte die gute Frau zusammen, wie sie nur konnte, um mit der Zeit der Mutter Gottes ein Bildhäuschen herstellen zu lassen.

Mittlerweile verbreitete sich die protestantische Lehre und allenthalben wurden die Bilder der Heiligen aus den Kirchen gethan. Weil die Frau der alten Lehre treu blieb, mußte sie viel Spott anhören und Schmähungen hinnehmen. Deshalb beschloß sie, Zofingen zu verlassen.

Wie die Dullinger zu dem Bildstocke kam, fand sie Arbeitsleute damit beschäftigt, denselben umzuwerfen. Nach vielem Bitten überließen die Werkleute ihr die Statue der Mutter Gottes. Da sie ein kleines Kind auf dem Arme und ein Bündlein mit ihrer Habe zu tragen hatte und das Bild ziemlich schwer war, so diente die Wittfrau einen Mann, der ihr jenes Gnadenbild eine Strecke weit tragen sollte.

Dieser war jedoch ein eifriger Anhänger der neuen Lehre und bemerkte nach einiger Zeit: „Hört, gute Frau, euer Götzenbild wird mir zu schwer, ich werde es jetzt da in den Graben oder in jenen Bach werfen. Da ist es gut aufgehoben.“ — Um ihn zu beschwichtigen, gab ihm die Dullinger wieder Geldstücke und so ging das fort, bis sie

keines mehr hatte. Da warf der Mann die Statue in die Braunbeerfauben und ließ lachend davon.

Voll Kümmernisse ließ sich die Wittwe daneben nieder und bat den Herrn, ihr jemanden zu senden, der das Bild der Gottesmutter fortschaffen helfe. Das größere Kind ging umher und suchte Blumen, das kleinere schlummerte. Plötzlich leuchtete dem ein Silberpfennig entgegen. Wie beide suchten, fanden sich noch mehrere und bald hernach ein ganzer Haufen voll, der in der Erde stach. Das waren altheidnische Münzen mit den Bildnissen römischer Kaiser, die hier über tausend Jahre geruht haben mochten. Mit Thränen in den Augen dankte die Wittwe Gott, daß Er ihr so plötzlich aus der Noth geholfen habe. Ein nachkommender Fuhrmann versprach das Marienbild nebst ihr und den Kindern auf seinem Wagen bis Sursee zu fahren.

Da angekommen, ließ die Wittwe dem Gnadenbilde ein neues Häuschen mit weit vorspringendem Dache erbauen und ward dasselbe von da an in Sursee hoch verehrt.



Was seit
dem

Sommer

1869

in der

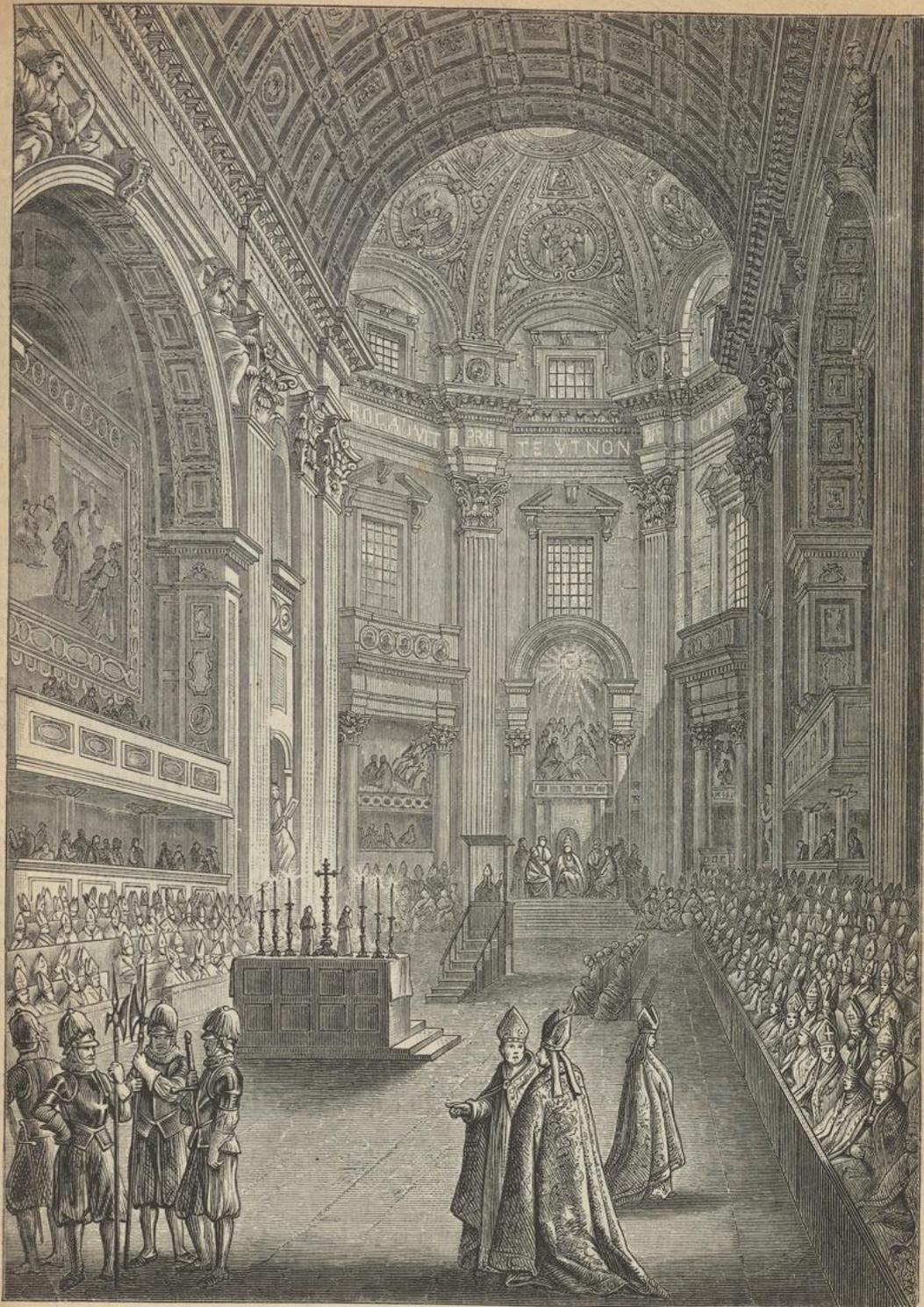
katholischen

Kirche

vorging.

B ein Lampenlicht sitzt da Einer und studirt was er den Lesern des Einsiedlerkalenders sagen soll, über das, was der Titel anzeigt. Es ist nämlich desselben so Vieles, daß es schwer wird eine ordentliche Auswahl zu treffen. Etwas Neues zu sagen, wird gar unmöglich sein, da die täglich oder wöchentlich erscheinenden Zeitungen dem Kalender alles Neue und Wichtigste vorweg nehmen. Es wird sich also darum handeln, wie Anderemal, eine kleine Uebersicht des Wichtigsten zu geben und wie von einem Berge herab auf eine weite Aussicht zu eröffnen, die am Ende mehr erfreut und erhebt, als wenn man das Jahr hindurch nur das kleine Einzelne in der Nähe betrachtet.

Jedermannlich erwartet, daß ich die allgemeine Kirchenversammlung in Rom, das Vatikanische Concil obenan stelle. Dasselbe hat also den Weg angetreten und ist schon ziemlich weit gekommen. Was ich voriges Jahr gesagt habe, es werde kommen, das ist gekommen, in größerem Maße, als ich mir träumte, die Gährung hat begonnen, es siedet, und kochet und brodelt und die Elemente fahren



Die Aula des Vatikanischen Concils in der St. Peterskirche während einer Sitzung.

durcheinander und widerinander. Die Feinde der Kirche, die noch vor einem Jahre lachten und sagten, es sei gar nicht der Mühe werth vom Concil und seinen Beschlüssen zu reden, man könne und werde ja doch glauben, was man wolle, erklären jetzt die ersten Beschlüsse über Glaubenslehre als ein weltgeschichtliches Ereigniß und behaupten mit Teufelskraft, sie seien von der Kirche, sofern sie das Beschlossene verwerfen, nicht nur von derselben ausgeschlossen, sondern auch verflucht. Jedenfalls scheiden sie sich immer mehr aus.

Aber eine Scheidung ging und geht auch vor im Geist und Gemüth gütendender Katholiken und zwar nicht nur unter gemeinem Volk, sondern unter den Gelehrten und Gelehrtesten, nicht nur unter Laien, sondern auch unter Geistlichen, bis hinauf zu den höchsten Würdeträgern der Kirche, so daß selbst unter den Vätern des Concils oft entgegengesetzte Meinungen aufeinanderstoßen, ein Beweis, daß die Sache nicht leicht hin behandelt wird, und daß auch hier die Geburt ihre naturgemäßen Wehen bringt. Allein mit Ausnahme ganz weniger Laien und Priester schieben bis jetzt nur wenige, von den Bischöfen meines Wissens Keiner von der Kirche aus.

Wie es in aufgeregten Zeiten zu geschehen pflegt, so klammert sich auch jetzt das Publikum an gewisse Namen von Personen und Sachen, Namen von Personen aus beiden Lagern, und unter den sachlichen Namen vor Allem an ein Wort, das, obgleich schwer auszusprechen und zu verstehen, doch jetzt durch aller Leute Mund cursirt. Es ist die Infallibilität — die Unfehlbarkeit des Papstes. Was darüber beschloßen wurde, weiß jetzt die Welt, des Beschlusses Folgen muß man erwarten; der Katholik kennt indessen, was ihm in solchen Dingen zur Pflicht wird.

Die Gefahr der Trennung einzelner Völkerschaften von der Kirche ist um so größer, da eine solche Trennung schon lange und in vielen Ländern angestrebt wird, und leider an vielen Orten vom Staate begünstigt wurde. Ein Vorpiel hiezu sehen wir schon in Bezug auf die armenische unirte Kirche, deren theilweise Trennung von Rom durch die türkische Regierung sehr begünstigt wird. Die Russische treibt dies Geschäft in Bezug auf unirte Griechen ohnehin schon lange und in grausamster Weise, und selbst in Deutschland wird mündlich und brieflich belobt und beehrt, wer immer Widerspruch gegen Lehren des heiligen Concils erhebt.

Uebrigens arbeiteten die 700 Bischöfe unermüdet und oft unter sehr ungünstigen Verhältnissen. Die ersten und wichtigsten Bestimmungen über den Glauben wurden am Ostern öffentlich verkündet, dann folgten die über die Kirche, und so dürften auch die übrigen über Kirchenzucht und religiöse Gesellschaften noch 1870 erledigt werden.

Welche bedeutende Personen die Kirche in letzter Zeit verlor, findet der Leser in der Todtenschau Seite 47. Gehen wir nun ein bischen über's Meer nach Amerika, zur freien Kirche im freien Staat, wo die Kirche in Wahrheit freier ist als in mehreren katholischen Ländern Europa's. Doch fehlt auch dort noch gar Vieles und am allermeisten fehlen Priester, Priester mehr noch als Kirchen, denn wo gute Priester sind, springt in Amerika auch sogleich ein Tempel aus dem Boden, und es kommen immer mehr Leute hinein. In Japan ist leider die Verfolgung der Christen in großartigem Maßstabe wieder ausgebrochen, in China wehelt Krieg und Friede ab. Frankreich und England wissen sich da Respekt zu verschaffen, wenn sie wollen. In der Türkei herrscht in vielen Dingen ebenfalls weit mehr Freiheit als in andern Ländern; daß man aber das Concil dort für einige Störungen des

Friedens als Vorwand benützt, ist oben schon gesagt. In Rußland ist die katholische Kirche auch frei, aber vogelfrei, und selbst Protestanten und Juden nehmen an solcher Freiheit Theil. Sibirien heißt das große Käfig, wo viele Tausende des Glaubens wegen eingesperrt werden.

In Europa bildet sich der Grundriß der Allmacht des Staates über Menschen und Vieh, die Vögel des Himmels, die Fische des Meeres und das Geld im Sacke immer vollkommener aus. Das ginge Alles noch an, aber daß unter tausend Vorwänden auch Recht und Gewissen getnebelt wird, das ist nicht recht. Ein Musterländchen ist in dieser Beziehung das Großherzogthum Baden und die Schweiz, zumal einige Kantone wissen auch davon zu reden. In Spanien ist noch sehr viel Glaube und gute Sitte, mit welchen die theilweise ungläubige Regierung rechnen und behutsam verfahren muß, will sie nicht vom Stuhl fallen. Auch in Italien wacht der bessere Theil des Volkes, darunter auch die Jugend vom Schlafe auf und stellt sich tapfer dem verheerenden Sturme entgegen; mit welchem Glücke, das wird die Zukunft lehren.

In England macht die katholische Kirche immer noch große Fortschritte, und Irlands Befreiung vollzieht sich; wenn auch etwas langsam. Angriffe auf das Recht der Klöster und Ordensgesellschaften wurden dort glücklich abgewendet.

Frankreich's Volk hängt in seiner großen Mehrheit treu der Kirche an. Zwar ist gerade da, die Scheidung edler, hochgebildeter Katholiken, sowohl Geistlicher als Laien, aus Anlaß des Concils, am bedeutendsten, aber schon der Umstand, daß der einzige erklärte Abfall eines Predigers, des P. Hyazinth, so ungeheures Aufsehen machte, beweist, wie viel es zu einem solchen Abfall solcher Männer braucht.

Unsere Schweiz ist schon genannt. Ihre katholischen Bischöfe nehmen in Rom eine ehrenvolle Stellung ein — und das mit allem Recht. Freuen wir uns dessen, und hoffen wir, sie werden uns nur Gutes und Tröstliches heimbringen.

Mit größter Spannung — um zum Anfangs Gesagten zu kehren, — sieht man nun den fernern Arbeiten und Beschlüssen des vatikanischen Concils und den daraus entspringenden Folgen entgegen. Welche auch jene und diese sein mögen, das Ereigniß ist ein weltgeschichtliches, die Zeit überhaupt eine große und höchst wichtige, darum wachet und betet, und laßt euch nicht bange machen, denn darauf haben es offenbar die Gegner der Kirche und des Concils abgesehen, und: Vange machen gilt nicht! sagt man bei uns. Der alte Gott lebt noch, und den Spruch Christi: Ich bin bei euch alle Tage bis an's Ende der Welt! wollen wir nie vergessen.

Was seit dem Sommer 1869 bis zum Sommer 1870 auf dem weltlichen Schauplatz vorging.

Der Graue, der in einigen frühern Jahrgängen Bericht gab, ließ sich zwei Jahre lang nicht mehr sehen, da ihn der Müller wahrscheinlich nicht mehr auf Reisen gehen ließ. So muß ich denn statt seiner etwas von weltlichen Dingen erzählen. Gut, daß ich es kurz machen kann, denn es ist in den letzten zwei Jahren wirklich nichts besonders Wichtiges vorgefallen, kein großer Krieg ist ausgebrochen, keine Pest umhervagirt und auch der Hunger nur in wenigen Gegenden eingelehrt. Der Hunger übrigens, in geringern Portionen als Appetit, ist wie die Liebe nicht nur

ne schöne, sondern eine ganz nothwendige Sache, wie un-
ser Herr Schiller lehrt:

Einstweilen bis den Bau der Welt
Philosophie zusammenhält



Erhält sich das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe.

Neben dem Hunger ist auch der Durst zu nennen, der in allen Ländern ein wichtiger Faktor zur Erhaltung des Friedens und Glückes ist, in einem derselben ganz besonders, das ich aber hier nicht nennen will.

Hunger und Durst und Liebe sind indessen nur zu leicht zu haben und helfen wenig ohne ein drittes, von dem man sagt, es regiere die Welt, daher es sich auch auf diese reimt, es heißt Geld.



Im Streben nach diesen Dingen sind die Leute so ziemlich einverstanden, in allem Uebrigen aber gehen sie weit auseinander, und das alte Sprichwort: So viel Köpfe, so viel Sinn, hat noch immer seine Geltung. Die Staatsformen ändern wie die Fräcke, die Lehrmeinungen der Philosophen, das Wetter, die Schreib- und Lesemethoden, die Leute selbst und alles was sie an sich tragen. Vor allem die Kopfbedeckungen bei Herren und Damen, worüber schon Vellert

eine jetzt noch lesenswerthe Fabel schrieb. So ist denn Alles auf der Welt beständigem Wechsel unterworfen, und in der Regel kehrt fast immer und überall das wieder zurück, was schon da gewesen, während man sich immerfort eines ungeheuren und nie gesehenen Fortschrittes in allen Gebieten menschlichen Denkens und Handelns rühmt. In zeitlichen Dingen muß man diesen Fortschritt gelten lassen, obgleich die Alten auch keine Kinder waren. Wie sieht es aber mit dem Fortschreiten in der Hauptsache, auf dem Wege zur Seligkeit zur wahren Erkenntniß und innern Freiheit und Vervollkommnung aus? Hü Kos! ruft das Büblein auf dem hölzernen Kappen, schwingt die Geißel; das Kos gallopirt auf und ab, Stundenlang, wird nicht müde und hat den Vortheil nicht zurückkehren zu müssen — da es auf derselben Stelle sprang, wo es jetzt stille steht. Geschickte Leute verstehen mich schon.



Mit Schrecken sah ich aber, daß ich von Weltbegebenheiten noch nichts gesagt habe. Ich mache es möglichst kurz, Amerika, d. h. die Vereinstaaten, zahlte fleißig Schulden und machte dafür neue, bahte auch eine Dampfstraße mitten durch's Land von einem Meer zum andern. Asien



liegt so weit von uns weg, daß man selten etwas Rechtes und Zuverlässiges hört. Vielleicht kommt es besser, da jetzt von Europa, d. h. vom mittelländischen Meer, ein Bach durch Afrika hindurch gegraben wurde, Suezanal genannt, so daß man nun viel schneller als vorher Thee, Pfeffer, Cigarren und andere schöne Sachen aus Indien, Japan und China sich holen kann. Was inzwischen der Großmogul und der Dalai-Lama und der Kaiser von China und der Mikado getrieben, das haben Sie mir nicht geschrieben, kann also darüber nicht berichten.

Von Europa wäre nur zu viel zu berichten, das Wichtigste kommt aus Spanien, dort haben sie eine Königin abgesetzt und suchen nun schon lang einen König, können aber keinen aufstellen. Es ist da gerade umgekehrt wie beim Kegelspiel, denn dort ist es schwer einen König zu Fall zu bringen, leicht aber ihn aufzustellen. Vielleicht bis der Kalender ausfliegt, wird in Spanien ein König aufgestellt. Es sind wahrscheinlich der Regel zu viele, die in der Mitte Anderer stolziren und regieren möchten, und weiß doch jeder, daß man auch ihn wieder mit Kugeln bedroht.



In Frankreich haben nach vielem Hin- und Herreden und nachdem die Kugeln schon bereit waren den König und Kaiser zu treffen, 7 Millionen ihrem Napoleon wieder gesagt: Regiere Du in Gottes Namen uns wieder, sonst geht es uns noch schlimmer! Und darauf kann und wird sich der Napoleon berufen, sorgt auch immer für etwas Musik, damit sein Volk sich erfreue. Wenn nur die große Kriegstrommel nicht das Orchester begleitet!

England, Belgien, Holland, Dänemark, Norwegen und Schweden lassen wir oben liegen, auch Rußland, weil auf diesem erstarrten Reiche höchstens etwa eine Verschönerung oder eine sinnlose Verschwendung für allerlei Liebhabereien zu melden wäre. D e s t e r r e i c h hat große Angst. Die Glieder seines Leibes fallen eines um's Andere ab, und das ist eine schreckliche Krankheit; kommt aber zuweilen vor, wo die Glieder mehr mechanisch als naturgemäß zusammen gesetzt sind, oder wo man einzelne derselben vernachlässigt und gar übel behandelt. Von Preußen und dem übrigen Deutschland weiß man nur, daß schlimme Blut unter der Mütze des Krieges von 1866 glimmt. Da braucht nur ein scharfer Wind zu kommen, so werden allerorten die Flammen aufflackern, und mögen dann die Staatspionire zu-



sehen, wie sie den Brand löschen. In Italien haben sie schon einmal beim politischen Kegelspiel getroffen und dann einen andern aufgestellt. Jetzt möchten sie den auch wieder aus der Mitte herauschießen, wie in Spanien. Ames Italien!



In der Schweiz sind wir ordentlich ruhig und glücklich, mit oder ohne das große Loch durch den Gotthard — den machte Gott hart. Würden nicht so viele Maulwürfe und Engerlinge im Verborgenen bei uns den Boden unterwühlen, so könnte man sich auch der Sicherheit erfreuen.

Etwas von neuen Erfindungen.

Unser Jahrhundert ist das Jahrhundert der Erfindungen und wird vielleicht diesen Namen behalten; vielleicht aber sind unsere Nachfolger noch viel geschickter als wir und erfinden so wunderbare Dinge, daß die Entdeckungen des neunzehnten Säkulums dagegen nur Kinderspiel sind; und wir dann wie Kinder erscheinen. Auf der Welt ist Alles relativ, sagt einer meiner Bekannten. Indessen, bis Größeres und Besseres kommt, dürfen wir am Vorhandenen unsere Freude haben, nebenbei auch bedenken, daß mit dem Erfinden nicht Alles gethan ist, weil dasselbe zum Guten wie zum Schlechten verwendet werden kann. Ueber den Werth der Erfindung entscheidet die Art, wie man sie anwendet, die Absicht, den Zweck, den man dabei verfolgt, und leider gar oft werden die sinnreichsten Erfindungen fleißiger von Spitzbuben als von ehrlichen Leuten benützt.

Die Photographie oder Kunst der Lichtbilder macht immer noch große Fortschritte und so hat man nun auch herausgeflogelt, wie man diese Bilder leichter und wohlfeiler vervielfältigen und sogar wie Stein drucke und Holzschnitte auf der Druckerpresse herstellen kann. Dadurch werden die Abbildungen nicht nur wahrer, natürlicher, zuverlässiger und feiner, sondern auch viel dauerhafter. Lichtbilder auch mit den natürlichen Farben hervorzubringen ist nur zum geringen Theil erfunden, wird aber hoffentlich auch noch kommen. Dafür hat man den Apparat zum Photographieren so vereinfacht, daß man Alles, was dazu gehört, Lichtbilder zu fertigen, in einem Spazierstock beisammen hat. Spazirt man dann gemüthlich und sieht etwa auf einmal eine schöne Landschaft und möchte sie mit nach Haus nehmen, zum Andenken für seine Kinder oder eine Liebste, flugs schraubt man den Spazierstock auseinander, macht die gehörigen Manöver, nimmt das Bild auf, packt Alles wieder zusammen und bringt die Landschaft mit nach Hause.

Vielen Leuten ist das Schreiben mit den Händen beschwerlich, während das Reden mit der Zunge leicht von Statten geht. Der Wunsch liegt also nahe, daß man mit der Zunge auch schreiben könnte, oder das mit dem Reden zugleich auch das Gesprochene geschrieben vor sich hätte. Auch dieser Wunsch erscheint erfüllt zu werden, ein Ziribieter, d. h. ein Bürger des hohen Standes Zürich soll eine solche Maschine erfunden haben, die zudem noch ziemlich einfach konstruirt und kaum eine Faust groß sein soll. Das Geheimniß besteht darin, daß die Schreibwerkzeuge mit den Sprechorganen, Zunge, Lippen u. s. w. in unmittelbare Verbindung gebracht werden; da nur eben die verschiedene Bewegung der Sprechwerkzeuge die zum Verstehen notwendige Verschiedenheit der Laute, Buchstaben und Silben hervorbringt, so muß die Verschiedenheit der geschriebenen Zeichen denselben entsprechen und somit ebenfalls verständlich sein. Man meint sogar auf diesem Wege eine allgemeine, überall verständliche Sprache zu erzielen, was für viele tausend Sprachlehrer ein großer Schaden wäre. Man müßte auch, wenn sich die Erfindung bewährt neben der Handschrift auch von einer Mundschrift reden, und sich nicht mehr eigenhändig, sondern eigenmündig unterzeichnen.

Eine Raumaschine ist den meisten Menschen glücklicher Weise wenn nicht angeboren, doch später gehörigen Ortes und das zweimal angewachsen. Sie ruiniert sich aber leider oft aus allerlei bekanteten Ursachen, besonders bei Leuten, die viele und gute Sachen zu beißen haben. Mit dem Zähne- und ganze Gebisse-Einsetzen ist gewöhnlich mehr für die Schönheit und allensfalls für die Stimme als für

das Beißen gethan; demnach ist die Erfindung der Raumaschine, die man in der Tasche wie eine Tabakdose mit sich tragen kann, und sie nun zur Essenszeit in den Mund steckt, etwas sehr Bequemes. Sie braucht nicht eben von Gold zu sein wie falsche Gebisse, man kann sie regelmäßiger reinigen, und galanten Damen begegnet nicht so leicht die Fatalität, daß in holdem Gespräch die goldenen Zähne sammt und besonders aus den Fugen gehen.

Strickmaschine. In Chicago war vor einiger Zeit eine neue Strickmaschine ausgestellt, welche einen Strumpf in weniger als fünf Minuten fertig strickt. Der Erfinder A. C. Cary, hat sich der Sache seit 15 Jahren gewidmet. Die Strickkosten mit dieser Maschine belaufen sich nur auf einen Cent das Stück. Man weiß nicht, soll man den Abgang der Stricknadeln für das Frauengeschlecht als Glück oder Unglück tagiren. Ein Congress der Betheiligten sollte hierüber entscheiden.

Stiefelwachs-Maschine. Diese fehlte bisher, ist aber jetzt von einem Maschinisten aus Boston erfunden. Dieselbe soll in einem drehorgelartigen Kästchen mit vier Bürsten im Innern bestehen. Der Stiefel wird hineingestellt — ob mit oder ohne den Fuß ist nicht gesagt, — man dreht die Kurbel zwei bis dreimal in raschem Tempo und der perfekt gewichene Stiefel wird herausgestoßen. Die Maschine soll sich vollkommen bewähren und sehr billig herzustellen sein.

Todtenschan des Jahres 1869 bis Sommer 1870.

Während auf dieser Erde die Menschen alle ruh- und rastlos ihren kleinen und großen Geschäften nachrennen und die meisten leben, als sollte es ewig so fortwähren, rennt auch still und ungesehen der Tod umher und sucht sich für seine Senje Opfer aus nach Laune und Wohlgefallen und ohne besondere Rücksicht auf Stand, Kenntniß, Macht, Reichthum, Stärke und Schönheit. So hat er auch in letzter Zeit wieder fleißig gearbeitet, wenn auch nicht maßenhaft durch Krieg, Hunger, Pest und dergleichen Generalsterbendmethoden, dafür aber durch auffallende Auswahl merkwürdiger Personen aus allen Klassen der Gesellschaft.

Die gekrönten Häupter höchsten Ranges blieben diesmal verschont, aber von Fürsten und Prinzen holte sich der Tod den alten Großherzog von Toskana, den Herzog von Gotha, den elfjährigen Kronprinzen Leopold von Belgien, den abgekannten Fürsten Friedrich von Hohenzollern-Hechingen, den edlen Convertiten Wilhelm von Württemberg, Herzog von Urach und Gouverneur der Festung Ulm und den alten Herzog Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg (sein Land war verhältnißmäßig nicht so groß wie dieser Titel). Daß der Bruder des Königs von Spanien, Henry Bourbon, im Duell durch den Kopf, geschossen wurde, gehört leider auch hieher. Fürst Friedrich von Schwarzenberg hat nach einem höchst unruhigen, abenteuerlichen Leben in drei Welttheilen, endlich auch seine Ruhe in einem kleinen Kämmerlein von vier Brettern gefunden. Von andern Verstorbenen nennen wir hier einige solche, die für Katholiken besonders der Erinnerung würdig sind.

Die katholische Kirche verlor viele ihrer ausgezeichneten Kirchenfürsten, wovon die Nachricht sich um so eher und rascher durch die ganze Welt verbreiteten, da mehrere derselben in Rom während dem Konzil starben. Hier bemerken wir den Tod des wohlthätigen und menschenfreundlichen Cardinals Haukil, Erz-

bischofs von Agram in Croatien; des Kardinals Rodrigue, Patriarchen von Lissabon; des Kardinalbisthofs Ventini in Rom; des Primas von Irland, Erzbischofs Kieran von Armagh; des heldenmüthigen Erzbischofs Du Cosquer von Port-au-Prince in Hayti, der ferne von seiner Heerde in Frankreich im Exil starb; des Bischofs Spiridion Litwinowies von Lemberg in Galizien; des eifrigen Administrators der Diözese Detroit in Michigan, Bischofs Lefevre; der Bischöfe Mullock von St. Johns und Dalton von Harbor Grace auf Neufundland; des standhaften Bischofs Lubienky von Augustowo in Polen, der seine Anhänglichkeit an das Oberhaupt der Kirche und seine Glaubenstreue mit der Verbannung und dem Tode büßte; des greisen, 94jährigen Oberhirten, Emerich Dzegovics von Zengg in Croatien; des Bischofs Stephan Moyser zu Neuohl in Ungarn; des heiligmähigen ehemaligen apostolischen Vikars von Tibet, Jakob Leo Thominie Desmaz, Bischofs von Sinopolis i. p.; des gottseligen Bischofs Ramirez, Ap. Vikars von Tamaulipas in Mexiko, der im Staate Texas in der Verbannung entschlief; des hochbetagten Ap. Vikars des nördlichen Schottland, James Kyle, Bischofs von Germanien i. p.; des Weihbischofs Lukas Petrovics zu Agram in Croatien. Wir Deutsche haben noch besonders zu beklagen den Tod des hochverdienten Kardinals v. Reissach, der bereits als Präsident der allgemeinen Kirchenversammlung bezeichnet war; des unerföhllichen Bischofs von Speier, Nikolaus Weiß; des friedliebenden, wohlthätigen Bischofs, von Lipp von Nottenburg in Württemberg und des vielverdienten, kunstliebenden Bischofs von Münster, Georg v. Müller. Von französischen Bischöfen nennen wir nur den berühmten Kardinal Bonald, Erzbischof von Lyon.

Als katholische Theologen von Bedeutung schieben von uns: die General-Bikare Stiebel zu Alleghany City in Pennsylvanien und Butler zu Covington in Kentucky; der berühmte Bibelforscher P. Carlo Vercellone zu Rom; Domkapitular M. A. Nickel in Mainz; der Kirchenhistoriker Dr. Eichhorn zu Frauenburg in Ermland; Domprobst Dr. Haffe in Kulm; Domprobst Dr. Ernst in Eichstädt; der durch sein Katechismen und biblische Geschichte weitbekannte Dr. Schuster in Würt-

temberg und Dr. Saffenreuter, Redakteur des Würzburger „Religionsfreundes.“

Von weltlichen Staatsmännern, Rednern und Schriftstellern sind zu nennen: der hochverdiente Graf v. Montalembert, der bei 40 Jahre lang mit der Feder wie in lebendiger Rede für die Freiheit der Kirche kämpfte und sein Gesinnungsgenosse, Heinrich v. Riancey, Publizist und Verfasser einer der besten Bearbeitung der allgemeinen Weltgeschichte; der unermüdlche, als „Ludwig Clarus“ bekannte Schriftsteller und Convertit Wilhelm Volk zu Erfurt; der wadere Bekämpfer des Materialismus Dr. Venz in München. Wir Schweizer bedauern den Tod von drei der hervorragendsten katholischen Staatsmännern nämlich: Mitschultze Siegwart-Müller, vielgenannt zur Zeit der Freihaarenkämpfe und des Sonderbundskrieges; Emmanuel Müller von Uri, Ingenieur, Landammann und großer Wohlthäter seiner Heimat; Landammann Jakob Baumgartner von St. Gallen, Staatsmann und historischer Schriftsteller ersten Ranges. Daß der als schweizerischer Bundespräsident erwählte Hr. Ruffy aus der Waadt, gerade bevor er von dieser höchsten Staatsstelle Besitz nehmen wollte, plötzlich starb, gehört auch zu den sonderbaren Launen des rücksichtslosen alten Knochenmannes.

Die Künstlerwelt verlor durch denselben Knochenmann, wie kurz vorher den Altmeister christlicher Maler, Cornelius, so nun auch den tiefreligiösen und genialen Convertiten Friedrich Overbeck aus Lübeck, zu Rom und die Maler Schlotthauer und J. W. Müller in München, und N. A. Hesse und Jngres in Paris.

Außerdem sind noch zwei hervorragende Persönlichkeiten anzuführen, die ihrer sozialen Stellung nach nicht mit den obgenannten Celebritäten klaf-

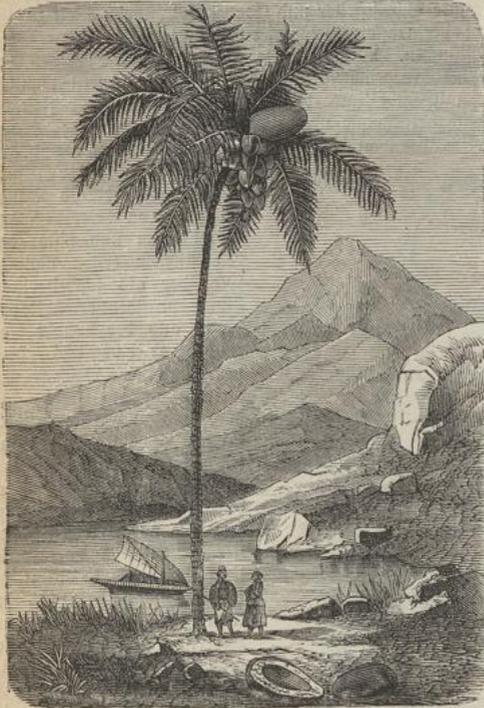
ferirt werden können: die große Dulderin Matrina Mieszslawska, ehemalige Nebtistin der Basilianerinnen zu Wlask in Polen, welche in hohem Alter zu Rom entschlief, und der bekannte amerikanische Menschenfreund Georg Peabody zu London, der Millionen zu wohlthätigen und gemeinnützigen Zwecken verschenkte. Deshalb wurde ihm auch nach seinem Tode, wie billig, außerordentliche Ehre erwiesen.

Die Palme.

Sei gegrüßt du Fürst der Bäume,
Baum, an dem der Friede blüht,
Stammend aus dem Land der Träume,
Wo die Sonne wärmer glüht.
Palme, deren grüne Aeste,
Da der Herr zum Osterfeste
Als ein Fürst des Friedens kam,
Juda froh zu Handen nahm.

Gleich er selbst ja deinen Zweigen,
Die da bieten süße Frucht,
Die sich uns entgegenneigen,
Wenn die Seele Schatten sucht.
Uns mit ihren Fasern kleiden,
Uns mit ihrem Marke weiden,
Mit der Hoffnung frühem Grün
Uns empor zum Himmel ziehn.

Palme, schönes Siegeszeichen
 Jener göttlich großen Macht,
 Der die Hölle geister weichen,
 Die den Frieden uns gebracht —
 Ja auf dir ruht Gottes Segen,
 Deinen Zweig schwing ich entgegen
 Meinem Herrn, wenn Er der Stadt
 Meiner Seele liebend naht.



Wöcht' ich dann mit Palmenzweigen
 Ihn auch bieten süße Frucht,
 Fromm mich Ihm entgegenneigen,
 Wenn Er meine Liebe sucht,
 Daß der Hymnus nie verklinge,
 Den ich Ihm frohlockend singe,
 Und ich einst durch Sions Thor
 Jubelnd mit Ihm steig' empor.

Ein Sonderling.

Ein solcher war der im Frühjahr 1870 in Cibourg (Berner Jura) verstorbene August Matten-Zinod zubenannt Nonante-Cent, er starb 72 Jahre alt. Viele Jahre hatte er in Amerika zugebracht und sich dort ein großes Vermögen erworben. Nach seiner Rückkehr in die Heimath kaufte er auf Cibourg große Güter zusammen, die er in seltener Weise bewirthschaftete. Weder gepflügt noch gesäet wurde auf seinen Feldern; nur Gras wuchs auf denselben. Davon wurde alljährlich einiges versteigert, auch ein kleiner Theil von ihm mit Hilfe von Tagelöhnern eingebracht, ein bedeutender Theil des Landes wurde jedoch niemals abgemäht und blieb nutzlos. So ging im verfloffenen Jahre auf diese Weise bei ihm so viel Futter zu Grunde, als

zur Ernährung von zwanzig Stück Vieh hingereicht haben würde. Seine Häuser waren alle verschlossen und unbewohnt. Er selbst, nie verheiratet, lebte ohne ein Hausthier, nicht einmal eine Katze hatte er. Die Mäuse, die unbekümmert, ob er sie gerne sehe oder nicht, sich bei ihm eingefunden und ungestört vermehrt hatten, duldeten er dagegen nicht nur, er zeigte sogar eine gewisse Vorliebe für diese munteren Thierchen und fütterte sie reichlich. Seine Küche war einfacher als die eines Eremiten; meist begnügte er sich mit Mehlsuppe, die er sich gewöhnlich immer für drei Wochen auf einmal kochte, dann in Flaschen aufbewahrt und dann nach Belieben und nach der Jahreszeit entweder am Feuer oder bloß an der Sonne wärmte. Fleisch hat er nur selten gekauft. Bei dieser Lebensweise blieb er überaus gesund; ein Herzschlag führte seinen Tod herbei. Außer dem Briefträger und den Wannenwart, die seine Wälder hüteten, hatte Niemand Zutritt zu diesem Sonderling; auch diese kamen nur in die Küche, in's Zimmer ließ er Niemand. Seine Verwandten erhielten stets die Antwort, er habe keine Zeit, sie zu empfangen. Seit 26. Februar hatte sich Hr. Matthey nicht mehr außerhalb dem Hause gezeigt; da auch kein Rauch mehr aus seinem Kamin aufstieg, und auf kein Rufen und Klopfen eine Antwort erfolgte, ließ der Gemeindevorstand das Haus öffnen und die Eintretenden fanden den Verchiedenen in der Küche; vor ihm auf dem Feuerherd lag ein eröffneter Brief, was schließen ließ, daß der Tod unmittelbar nach dessen Empfang den alten Rentier überrascht hatte. Da der Verstorbene außer den Liegenschaften auf Cibourg auch noch Häuser und Güter im Kanton Neuenburg besaß, glaubte man bei ihm bedeutende Geldsummen zu finden. Darin wurden aber die Nachsuchenden getäuscht; denn seine Kasse enthielt im Ganzen 13 Franken.

Kleinigkeiten.

— Unschuldiges Duell. Der französische Schöngeist Voiture, ein witziger Lebemann, hatte einen Hofherrn arg beleidigt; dieser forderte Genußthumung durch einen Zweikampf auf den Degen. Aber Voiture bemerkte; die Parthei ist viel zu ungleich, Sie sind groß, ich bin klein; Sie sind tapfer, ich bin ein Furchthans; Sie wollen mich todt haben, je nun ich halte mich für todt, was wollen Sie mehr. Der Hofherr lachte und das Duell war zu Ende.

— In der Gegend von Bufarest gingen zwei Kroaten, von denen man im Allgemeinen sagt, sie haben lange Finger, an einem Felde vorüber, wo ein Bauer säete. Sie nur wacker, Bauersmann, sagte der eine der Kroaten, wenn's einmal reißt, so ist es doch nur für uns bestimmt. Das ist leicht möglich, erwiderte der Bauer, ich säe — Hans.

— Zur Warnung. Nachschrift eines Briefes: „Anton ist auch ein wenig unpäßig, er hatte sehr entzündete Augen, der Herr Doktor hatte befohlen, daß er Blutigel ansetzen müsse, gestern kaufte Mamma sechs Blutigel in der Apotheke, sie mußten mehr als eine Stunde machen, bis sie anbißen, es nimmt mich aber nicht wunder, die Mamma glaubte, der Schwanz sei der Kopf, und darum wollte er nicht anbeißen, bis sich endlich der Blutigel von selbst umkehrte und anbiß.“ Die Warnung gilt auch für Erzähler und selbst für Aerzte. Welche leider gar oft Schwanz und Kopf verwechseln und sich dann verwundern, daß der gehoffte Erfola ausbleibt.